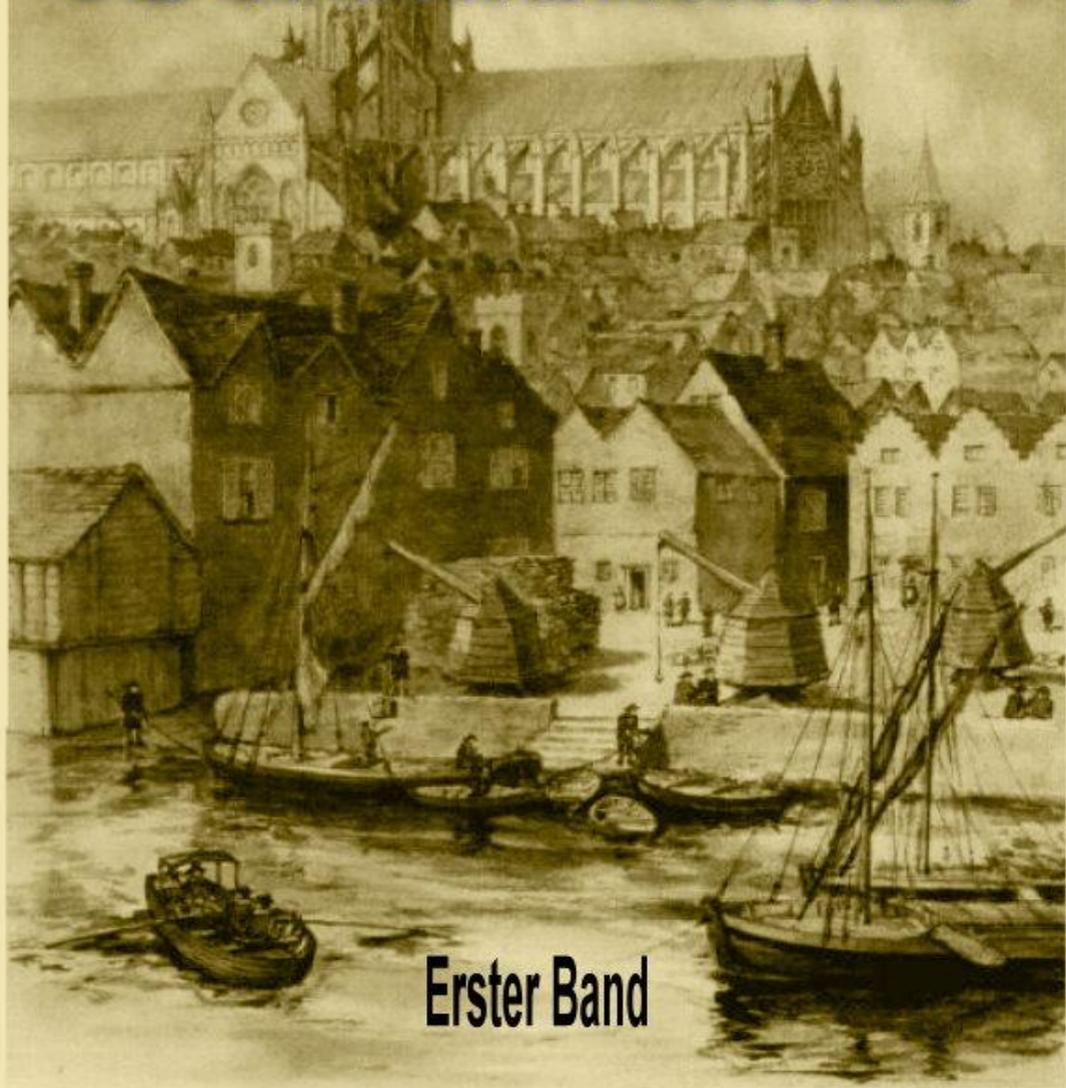


Die

William Harrison Ainsworth

Sternkammer



Erster Band

Inhalt

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	18
Drittes Kapitel	27
Viertes Kapitel	35
Fünftes Kapitel	42
Sechstes Kapitel	48
Siebttes Kapitel	55
Achtes Kapitel	60
Neuntes Kapitel	66
Zehntes Kapitel	84
Elftes Kapitel	91
Zwölftes Kapitel	98
Dreizehntes Kapitel	110
Vierzehntes Kapitel	124
Fünfzehntes Kapitel	138
Sechzehntes Kapitel	143

William Harrison Ainsworth

Die Sternkammer

Band 1

Ein historischer Roman

Christian Ernst Kollmann Verlag
Leipzig, 185

Erstes Kapitel

Das Gasthaus Zu den drei Kranichen

Auf dem Kai Vintry Wharf, an der Ecke einer engen Gasse, die mit Thames Street eine Verbindung bildete, stand zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Gasthaus unter der Benennung *Zu den drei Kranichen*. Dieser alte Unterhaltungsort war schon länger als zweihundert Jahre, wenn gleich unter verschiedenen Bezeichnungen, vorhanden gewesen. Unter der Regierung Richard II., wo das Haus zuerst gegründet wurde, nannte man es *die bemalte Schenke*, weil die äußeren Wände koloriert und mit verschiedenen Schildereien, welche Bacchanalien darstellten, geschmückt waren. Aber diese Verzierungen kamen mit der Zeit aus der Mode, und die Schenke, ein wenig verändert in ihrer äußeren Erscheinung, wenn auch alle ihre innere Bequemlichkeit und Einrichtung beibehaltend, erhielt die Benennung *Zu den drei Kronen*, welche Bezeichnung ihr bis zur Thronbesteigung der Königin Elisabeth verblieb, wo man eine geringe Veränderung damit vornahm und sie *Zu den drei Kranichen* nannte; und so hieß sie in den Tagen ihres Nachfolgers und noch viel später.

Nicht, als hätte sich die letzte Benennung, wie man denken könnte, auf die drei mächtigen Kräne bezogen, die man anwendete, um Tonnen und Weinfässer aus den Booten ans Land zu bringen, welche zum Ausladen der größeren Schiffe dienten, die unterhalb der Brücke lagen, obwohl sie ohne Zweifel indirekt darauf anspielten. Die drei Kraniche, die sich auf dem mächtigen Schild, welches vor der Schenke hing, darstellten, waren Vögel mit langen Hälsen und langen Schnäbeln, wovon jeder einen goldenen Fisch im Schna-

bel hielt.

Aber unter welcher Benennung es auch bekannt sein mochte – als Krone oder Kranich – stand das Gasthaus immer im besten Ruf wegen seines vortrefflichen Weines. Dies ist umso weniger überraschend, wenn wir bedenken, dass es so nahe bei den mächtigen Gewölben und Kellern des Weinlagers stand, wo das auserlesenste Produkt der Gascogne, der Gegend von Bordeaux und anderer Weingegenden niedergelegt wurde, und wovon sich erwarten ließ, dass einige Sorten ihren Weg zu den Tischen dieses Gasthauses fanden. Der gute Wein war, wie wir beiläufig bemerken können, billig genug zu der Zeit, als die drei Kraniche zuerst eröffnet wurden, denn von dem edlen Traubensaft der Gascogne wurde der Gallon (vier Quart) zu vier Pence und vom Rheinwein für sechs Pence verkauft! Zu der Zeit, wovon wir reden wollen, waren indessen die Preise beträchtlich gestiegen; aber das Haus stand in ebenso gutem Ruf und wurde ebenso reichlich besucht, wie immer, ja noch mehr, denn der Ruf desselben hatte sich noch weiter ausgebreitet, seitdem es in die Hände eines unternehmenden französischen Schiffers Namens Prosper Bonaventure gekommen war, der die Leitung desselben seiner tätigen und hübschen kleinen Frau Dameris überließ, während er selber seine Handelsreisen zwischen der Garonne und der Themse fortsetzte. Und sehr gut erfüllte Madame Bonaventure die Pflichten der Wirtin, wie wir sogleich sehen werden.

Da der Schiffer ein sehr schlauer Kerl war, sein Geschäft vollkommen verstand und praktisch den transatlantischen Grundsatz anwendete, auf dem wohlfeilsten Markt einzukaufen und auf dem Teuersten zu verkaufen, so gelang es ihm bald, reich zu werden. Ja, er tat noch mehr, er stellte sei-

ne Gäste in den *drei Kranichen* zufrieden. Da er seine Weine mit Verstand auswählte und gute Gelegenheiten hatte, gelang es ihm, einige vortreffliche Einkäufe zu machen, die nirgend anders ihresgleichen fanden, und mit diesem Nektar zu seiner Verfügung, wurde das Glück seines Hauses gemacht. Alle feinen Herren der Stadt strömten in die *drei Kraniche*, um an der kürzlich dort eingerichteten französischen Wirtstafel zu Mittag zu speisen und eine Flasche köstlichen Bordeauxwein zu trinken, für dessen lieblichen Wohlgeschmack und Bukett alle Kenner von Rotwein schwärmten. Von Mittag bis spät nachmittags lagen daher fast ebenso viele zierliche Barken und Jollen als Lichterschiffe am Weinlagerkai. Zuweilen, wenn es an Raum fehlte, nahmen die kleinen Fahrzeuge den ganzen Raum von Queenhithe bis Steelyard ein, an welchem letzteren Ort Katharinas Rad wegen seines starken Rheinweins und seiner geräucherten Ochsenzungen ebenso berühmt war, wie unser Gasthaus wegen seines feinen Bordeauxweines und seinen vortrefflichen Pasteten.

Doch keine der geringsten Anziehungskräfte der *drei Kraniche* war die Wirtin selber. Madame Bonaventure war eine lebhaft kleine Brünnette, noch jung, oder wenigstens weit entfernt, alt zu sein, hatte außerordentlich schöne Zähne, die sie sehr gern zeigte, und außerordentlich zierliche Knöchel, die sie unter dem weiten Reifrock zu verbergen keine Neigung hatte. Ihre Figur war ganz die einer kleinen Venus, und da sie gleich den meisten ihrer Landsmänninnen die Kunst des Ankleidens auf bewundernswürdige Weise verstand, so wusste sie ihre Person aufs Vorteilhafteste darzustellen, indem sie sich immer in einem Stil und Farben kleidete, die ihr gut standen und nie eine zu übertrieben große Halskrause

oder eine unsinnig lange Schneppe an ihrem Leibchen trug. Die Stoffe ihrer Kleider waren allerdings über ihrem Stand, denn keine Hofdame konnte sich kostbarer Seidenzeuge rühmen, als die, in welchen die hübsche Dameris bei festlichen Gelegenheiten erschien, was sich dadurch erklären ließ, dass der gute Schiffer selten von einem Ausflug nach Frankreich zurückkehrte, ohne seiner Frau ein Stück Seidenzeug, Brokat oder Samt von Lyon oder eine Halskrause, ein paar Manschetten, einen Halskragen, ein Bindchen oder ein Stirnband aus Paris mitzubringen. So konnte man die neueste französische Mode in den *drei Kranichen* an der Wirtin und das neueste französische Zwischengericht auf ihrem Tisch sehen, denn unter anderen wichtigen Erfordernissen zum Wohlstand des Hauses hielt Madame Bonaventure einen Koch – einen ihrer Landsleute, der eine außerordentliche Geschicklichkeit in seinem Fach besaß.

Da wir unsere Beschreibung der reizenden Bordelaise noch nicht vollendet haben, so müssen wir hinzufügen, dass sie eine schöne südliche Gesichtsfarbe, glänzende schwarze Augen, von langen dunklen Wimpern beschattet und von schwarzen Brauen überwölbt, besaß, und dass ihr Rabenhaar zurückgekämmt und über ihrer glatten Stirn in jeder Hinsicht vollkommen schön, zusammengerollt war. Darüber trug sie eine sehr hübsche Haube mit einer Stirnbinde. Eine wohlgestärkte und wohlgeglättete Krause umgab ihren Hals. Ihre Oberlippe war von dem leichtesten Daun, so weich wie Seide, verdunkelt. Diese Eigentümlichkeit – eine Eigentümlichkeit für eine Engländerin, obwohl man sie häufig an den Schönen des südlichen Frankreich bemerkt – erhöhte ihre Reize in den Augen ihrer zahlreichen Anbeter nur noch. Ihre Knöchel waren, wie gesagt, zierlich, und wir kön-

nen hinzufügen, dass sie sich häufiger in einem gestickten französischen Samtschuh, als in einem von spanischem Leder darstellten, während sie, wenn sie ausging, um ihre Statur zu erhöhen, Stiefelchen mit hohen Absätzen trug.

Kapitän Bonaventure war keineswegs eifersüchtig; und selbst, wenn er es gewesen wäre, hätte wenig daran gelegen, da er fast beständig abwesend war. Indem unsere lebhaftes Dameris einige von den Vorrechten einer Witwe zu haben glaubte, so unterhielt sie sich unbefangen genug mit den gewandtesten und schönsten jungen Männern, die ihr Haus besuchten. Aber sie wusste, wie weit sie gehen durfte. Keine zu freie Rede oder Unschicklichkeit wurde je in den *drei Kranichen* gestattet, und das ist viel gesagt für die Wirtin, wenn man den ausschweifenden Charakter des Zeitalters in Erwägung zieht. Außerdem war Cyprien, ein rüstiger junger Gasconer, der den Posten des Kellners bekleidete, nebst zwei oder drei anderen Tellerkratzern, die bei Tisch den Gästen aufwarteten, im Allgemeinen genügend, um das Haus von allen lästigen Schwärmern zu befreien. So war der Ruf der *drei Kraniche* ohne Makel, ungeachtet der Liebenswürdigkeit und Koketterie der Wirtin und auch trotz der boshafte Zungen rivalisierender Wirte, die sich laut genug dagegen erhoben. Eine hübsche Frau kann gewiss sein, Feinde und Verleumder zu haben, und Madame Bonaventure hatte mehr als genug, doch dachte sie wenig daran.

Einen Punkt gab es indessen, hinsichtlich dessen sie vorsichtig sein musste. Sie war auch außerordentlich vorsichtig, dem Tadel oder Angriff den geringsten Raum zu gestatten. Dies war die Religionsfrage. Als sie zuerst das Haus übernahmen, gab Madame Bonaventure vor, dass sie und der Schiffer Hugenotten wären, die von Familien abstammten,

welche zur Zeit der Heiligen Liga wegen ihrer festen Anhänglichkeit an ihren Glauben viel Verfolgung gelitten hatten. Die Angabe wurde allgemein geglaubt, obwohl einige daran zu zweifeln behaupteten. Freilich trug unsere Wirtin kein Kreuz, keinen Rosenkranz oder irgendein äußeres Zeichen des Katholizismus. Und obwohl dies wenig bewies, so entdeckte man doch nie, dass sie insgeheim eine Messe besuchte. Ihre Bewegungen wurden beobachtet, aber ohne, dass irgendetwas zutage kam, was auf religiöse Gebräuche irgendeiner Art Bezug hatte. Die, welche ihr nachspürten, entdeckten, dass sie ihre Besuche größtenteils in Paris Garden, in der Rose und im Globustheater, wo die Stücke unseres unsterblichen Barden damals aufgeführt wurden, oder an irgendeinem anderem Vergnügungsorte abstattete. Wenn sie zuweilen auf dem Fluss fuhr, geschah es nur bei einer Lustpartie, von feinen Herren in Samtmänteln und seidenen Wämsern und von leichtherzigen Damen, wie sie selber, und nicht von berüchtigten Wühlern oder sauer aussehenden Priestern begleitet. Da aber viele Kaufleute aus Bordeaux sowie aus den Hansestädten und andere Fremde das Haus besuchten, so wurde es von den Argwöhnischen als eine Pflanzschule der römischen Ketzerei und des Verrats betrachtet. Überdies behaupteten diese Verleumder, dass englische Katholiken sowie Seminarpriester vom Ausland dort beherbergt und durch den Schiffer heimlich der Verfolgung der Justiz entzogen worden; aber die Beschuldigungen wurden niemals bewiesen und konnten daher nur von Neid und Bosheit herrühren. Welches auch Madame Bonaventures religiöse Ansichten sein mochten, so wusste sie doch so gut zu schweigen, dass sie niemand je ausfindig machte.

Aber schlimme Tage standen bevor. Bisher war alles güns-

tig und lächelnd gewesen. Die Aussicht begann sich jetzt zu verdunkeln.

Innerhalb des letzten Jahres war eine seltsame und unerwartete Verhinderung des Einkommens unserer Wirtin eingetreten, die sie anfangs ohne große Ängstlichkeit betrachtete, weil sie ihren Umfang nicht klar einsah; aber in der letzten Zeit, als der furchtbare Charakter derselben offenbar wurde, erfüllte sie sie mit Unruhe. Die Kalamität, wie sie sie natürlich genug betrachtete, entstand auf folgende Weise. Das Gegenwärtige war ein Zeitalter der Monopole und Patente, die von der Krone gewährt wurden, welche stets begierig war, unter irgendeinem Vorwand Geld zu erhaschen, so ungerecht und so wenig zu rechtfertigen derselbe auch sein mochte, wenn derselbe nur einen guten Schein hatte. Diese ärgerlichen Privilegien wurden von habgierigen und gewissenlosen Personen zu dem Zweck erkauft, um sie als Werkzeuge der Erpressung und des Unrechts anzuwenden. Obwohl verschiedene Zweige des Geschäfts und der Industrie unter dem ihnen aufgelegten Druck seufzten, war doch kein Mittel der Abhilfe vorhanden. Die durch Patente Bevorzugten genossen einer vollkommenen Straflosigkeit, indem sie sie nach Gefallen unterdrückten, ganze Distrikte verpachteten und die Beute verteilten. Ihre unglücklichen Opfer wagten kaum zu murren, denn sie hatten immer den gefürchteten Gerichtshof der Sternkammer vor Augen, über den ihre Verfolger gebieten konnten, und der die Krakeeler, die über ihr Unrecht klagten und ihre Unterdrücker des Verbrechens beschuldigten, mit Geldbuße, Brandmarkung und Pranger bestrafte. Viele wurden auf diese Weise behandelt und für andere als schreckendes Beispiel aufgestellt. Daher kam es, dass die Sternkammer wegen ihrer furchtbaren Ma-

schinerie, wegen ihrer außerordentlichen Gewalt, wegen der bekannten Bestechlichkeit und Käuflichkeit ihrer Beamten, wegen der Eigentümlichkeit ihres Verfahrens, die immer den Kläger begünstigte, und wegen der Strenge, womit sie alle gegen des Königs Repräsentanten, wie alle Patentierten angesehen wurden, ausgesprochenen Worte des Tadels oder irgendeine Verschwörung oder falsche Anklage, die man gegen sie vorbrachte, bestrafte. Daher kam es, sagen wir, dass dieser schreckliche Gerichtshof im protestantischen England ebenso sehr gefürchtet wurde, wie die Inquisition im katholischen Spanien. Die von der Sternkammer auferlegten Strafen, wie wir aus gesetzlicher Autorität und von einem Richter jenes Gerichtshofes hören, waren Geldbuße, Gefangenschaft, Verlust der Ohren, Annageln an den Pranger, Aufschlitzen der Nase, Brandmarken vor der Stirn, das Auspeitschen in späterer Zeit, das Tragen von Papieren an öffentlichen Plätzen oder jede andere Strafe, mit Ausnahme der Todesstrafe. John Chamberlain bemerkt um dieselbe Zeit in einem Brief an Sir Dudley Carlton: »Die Welt empfindet jetzt eine große Furcht vor der Sternkammer, da es kein so geringes Vergehen gegen irgendeine Proklamation gibt, welches nicht der Rüge jenes Gerichtshofes unterworfen wäre. Und die Proklamationen und Patente sind so gewöhnlich, dass kein Ende davon abzusehen ist, denn jeder Tag bringt irgendein neues Projekt zum Vorschein. So ist vor zwei Tagen eins zugunsten Sir Thomas Roes und seiner Genossen für den Tabak ans Licht gekommen, welches, wenn sie es gegen die allgemeine Stimme aufrecht halten und behaupten können, eine große Bequemlichkeit für sie sein wird, wenn nicht der Unwille, mehr als jeder andere Grund, jenes schmutzige Unkraut außer Gebrauch bringen wird.«

Welches würde heutigen Tages die Wirkung eines solchen Patents sein? Würde es im Geringsten den Gebrauch des *schmutzigen Unkrauts* beschränken?

»In Wahrheit«, fährt Chamberlain fort, »die Welt seufzt unter der Last dieser beständigen Patente, die so häufig werden, dass, während man bei des Königs Thronbesteigung nur über acht oder neun Monopole klagte, sie sich jetzt auf ebenso viele Dutzend vermehrt haben.«

Aus diesem Zitat aus einem Privatbrief der damaligen Zeit kann man die allgemeine Stimmung und die Bestürzung hinlänglich beurteilen, welche diese Bedrückungen in allen Klassen hervorbrachten.

Unter denen, welche den größten Anteil an der Beute erhielten, waren zwei Personen, die eine vorragende Stellung in unserer Geschichte einnehmen sollen.

Es waren Sir Giles Mompesson und Sir Francis Mitchell, welche beiden Namen allgemein gefürchtet und verabscheut wurden, obwohl niemand öffentlich übel von ihnen zu reden wagte, da sie ebenso unerbittlich in ihren Feindschaften wie habsüchtig und wucherisch in ihren Anforderungen waren. Manches Ohr ging verloren, manche Nase wurde aufgeschlitzt, mancher Rücken gepeitscht, weil die Unglücklichen sie nach ihrem Verdienst dargestellt hatten. So blieben sie völlig ungestraft, und da der schreckliche Gerichtshof der Sternkammer sie verteidigte und ihre Feinde bestrafte, so boten sie allem Widerstand Trotz.

Ebenso unersättlich wie gewissenlos war dieses habsüchtige Paar stets bereit, neue Mittel der Erpressung und Plünderung zu erfinden. Zu den letzten und vorteilhaftesten ihrer Erfindungen gehörten drei Patente, die sie durch die Vermittlung des Sir Edward Villiers, Halbbruder des herrschen-

den Günstlings, des Marquis von Buckingham, natürlich gegen eine nicht unbedeutende Geldsumme erhalten hatten, nämlich die Bierhäuser zu privilegieren, die Gastwirthschaften zu beaufsichtigen und ausschließlich Gold- und Silberfäden zu fabrizieren. Nur mit den beiden Ersten haben wir es hier zu tun, da sie so nachtheilig auf Madame Bonaventure einwirkten. Dies werden wir ausführlicher erklären, da es dazu dienen wird, die Wirkungen eines furchtbaren Systems der Erpressung und Ungerechtigkeit zu zeigen, welches glücklicherweise keine Geltung mehr hat.

Vermöge der großen Gewalt, die ihnen ihre Patente übertrugen, kamen die sämtlichen Gasthäuser der Hauptstadt unter die Kontrolle der beiden Erpresser, die nach Gefallen ihre Auflagen erhoben. Die Entziehung einer Erlaubnis oder die gänzliche Unterdrückung einer Gastwirthschaft, unter dem Vorwand, dass es ein sittenloses und ungeordnetes Haus sei, folgte sogleich der Verweigerung einer, wenn auch noch so übertriebenen Forderung. Die meisten Personen zogen die entfernte Möglichkeit, zugrunde gerichtet zu werden, nebst der Wahrscheinlichkeit, dieses Unglück durch bereitwillige Unterwerfung abzuwenden, der bestimmten Gewissheit vor, Vermögen und Freiheit durch Widerstand zu verlieren.

Furchtbar war die Verwüstung, die von diesen bevollmächtigten Räubern angerichtet wurde, doch wagte niemand, ihnen Einhalt zu thun oder auch nur zu klagen. Sie hatten den Namen des Gesetzes für sich, um ihre Handlungen zu rechtfertigen, und das ganze Ansehen desselben, um sie zu unterstützen. In einigen Fällen wurden Verträge versucht, doch fand man sie unwirksam. Leicht umgangen von Personen, die nie die Absicht hatten, sich davon binden zu

lassen, wurde das Übel nur ärger dadurch gemacht, anstatt als Heilmittel zu dienen. Es war klar, dass die beiden Blut-sauger nicht aufhören würden, den Lebensstrom aus den Adern ihrer Schlachtopfer zu ziehen, so lange noch ein Tropfen darin war. Es wurden ihnen auch gute Dienste geleistet bei ihrem bösen Werk – aus dem einfachen Grund, weil sie ihre Agenten gut bezahlten. Teilnehmer hatten sie nicht, wenigstens keine, die sich als solche zu erkennen geben wollten. Aber die untergeordneten Offizianten – und selbst einige von den hohen Beamten, wie man sich zuflüsterte – die Untergebenen des Sheriff, die Büttel, die Gerichtsdienere und andere waren in ihrem Sold, außer einem Heer von Anhängern – gemeinen, schmutzigen Kerlen, die sich nicht vor falschen Eiden, Betrügereien, vor irgendeiner Art von Schurkelei, ja, wenn es nötig war, nicht einmal vor dem Fälschen gesetzlicher Dokumente scheuten.

Kein Wunder, dass die arme Madame Bonaventure, als sie bemerkte, dass sie in die Klauen dieser Harpien geraten sei, wegen des Erfolges zu zittern begann.

Zweites Kapitel

Sir Giles Mompesson und sein Kompagnon

Madame Bonaventure hatte den beiden Erpressern bereits beträchtliche Summen gezahlt, doch widersetzte sie sich ihrer letzten Anforderung, in folgedessen sie von Sir Giles Mompesson eine Mahnung des Inhalts erhielt, dass ihr in Monatsfrist ihre Konzession würde entzogen und ihr Haus geschlossen werden, wenn sie nicht in jenem Zeitraum ihm und seinem Kompagnon Sir Francis Mitchell durch die Zahlung der in Rede stehenden Summe, nebst einer gleichen Summe als Strafgeld, Ersatz leisten würde.

Wie es schien, hatte sich unsere hübsche Wirtin durch ihre Verwegenheit in eine widerwärtige Lage versetzt. Sir Giles war kein Mann, dem man ungestraft drohen durfte, wie alle, die sich sein Missfallen zugezogen hatten, auf ihre Kosten erfuhren. Sein Plan war, sich gefürchtet zu machen, und er war unerbittlich wie das Schicksal selbst gegen einen Schuldner. Er trieb immer die volle Strafe ein, die er zu fordern hatte. In diesem Fall handelte er nach seiner eigenen Ansicht mit großer Sanftmütigkeit. Gewiss glaubte er, nach seinem gewohnten Verfahren in solchen Fällen zu urteilen, einige Nachsicht gezeigt zu haben. Zu dieser Handlungsweise wurde er größtenteils von seinem Kollegen bestimmt, der nicht unempfindlich für die Reize der schönen Wirtin war und dadurch, dass er Rücksicht zeigte, ihre Gunst zu gewinnen hoffte. Aber obwohl Madame Bonaventure willig genug war, zu ihren eigenen Zwecken Sir Francis Mitchells Aufmerksamkeiten zu begünstigen – sie verabscheute ihn im tiefsten Herzen – so verließ sie sich doch nicht mit Sicher-

heit auf ihn. Ein mächtigerer Freund wurde in der Reserve gehalten, den sie im letzten Augenblick zum Vorschein zu bringen dachte, und folglich war sie nicht so unruhig, wie sie sonst würde gewesen sein, wenn auch keineswegs frei von Furcht.

Sir Giles Mompesson war ein schrecklicher Feind. Nur selten wurde sein Zweck vereitelt. Das wusste sie, aber niemand verstand sich so auf sein eigenes Interesse. Sie redete sich ein, er würde es vorteilhaft finden, sie nicht zu belästigen. In diesem Fall war sie sicher. Sir Francis Mitchell fürchtete sie weniger, denn wenn auch gleich boshaft und übel wollend wie sein Kollege, war er doch viel schwächer in seinen Vorsätzen und ließ sich größtenteils von ihm leiten.

Überdies fühlte sie, dass sie den verliebten Ritter in ihren Netzen habe und ihn leicht regieren könne, wenn er allein wäre.

So stand die Sache in Betreff unserer hübschen Wirtin. Aber ehe wir weiter gehen, wird es besser sein, eine ausführlichere Beschreibung von den beiden Raubvögeln zu geben, die sie mit Schnabel und Krallen bedrohten.

Der herrschende Geist von den beiden war ohne Zweifel Sir Giles Mompesson. Rasch im Erfinden einer Schurkerei war er gleich verwegen in der Ausführung. Wie er zu seiner gegenwärtigen Höhe gelangt war, wusste niemand, denn mit der Schlaueit und List, die ihn auszeichnete, legte er seine Pläne so tief an und hüllte sein Verfahren in einen so dichten Schleier, dass es selten entdeckt wurde. Das Gerücht aber sprach von ihm als von einem Wucherer der verwerflichsten Art, der bedürftigen Borgern übertriebene Zinsen abnötigte, der erwartenden Erben Gelder vorstreckte, in der Absicht, ihre Erbschaft zu plündern, und der alle Ränke und

Schliche, die das Gesetz gestattet, anwendete, um sich auf Kosten seines Nachbarn zu bereichern. Dies war schon schlimm genug, aber es wurden noch schlimmere Beschuldigungen gegen ihn erhoben. Man flüsterte einander in die Ohren, dass er auf unrechtmäßige Weise in den Besitz von Dokumenten und Familienpapieren gelangt sei, die ihn in den Stand gesetzt haben, den rechtmäßigen Besitzern ihr Vermögen zu entziehen. Einige gingen sogar so weit, zu diesen Beschuldigungen hinzuzufügen, dass er Dokumente verfälscht habe, um seine verbrecherischen Pläne in Ausführung zu bringen. Wie dem auch sei, von verhältnismäßiger Armut erhob er sich schnell zum Reichtum. So wie seine Mittel zunahmen, erweiterten und vervielfachten sich seine habsüchtigen Pläne. Seine früheren Tage waren in völliger Dunkelheit vergangen, nur der bedürftigste Verschwender oder der verzweifeltste Spieler wusste, wo er wohnte, und jeder, der ihn in seiner elenden Wohnung in der Nähe von Marshalsea auffand, hatte Ursache, seinen Besuch zu bereuen. Nun war er manchem vornehmen Verschwender bekannt genug. Sein großes Haus in der Nähe von Fleet Bridge – man sagte von ihm, dass er seine Wohnung immer in der Nähe eines Gefängnisses wähle – wurde von den Herren der Stadt besucht, deren Not oder Verschwendung sie zwang, Anleihen gegen übertriebene Zinsen zu machen. Bei Gelegenheit verschwenderisch in seinen Ausgaben, wäre Sir Giles aus Gewohnheit so karg und geizig, dass jeder Cent, den er ausgab, ihn reute. Er wünschte, einen Schein der Gastfreundschaft ohne Kosten zu bewahren. Er gefiel sich insgeheim in dem Gedanken, dass seine Gäste ihre Bewirtung nicht nur, sondern selbst seinen Haushalt bezahlen müssten. Seine Diener klagten, dass er sie halb verhungern lasse, ob-

wohl er ihnen beständig wegen ihrer Verschwendung und ihres lärmenden Wesens Vorwürfe machte. Er hielt indessen des Aufsehens wegen viele Diener und hatte überdies ein ganzes Gefolge von Söldlingen, welches ihm auf Wink und Ruf zu Gebote stand. Diese wurden, wie schon bemerkt, gut bezahlt. Sie waren die Krähen, die den Geiern folgten und die Knochen der Beute abnagten, wenn ihre raubsüchtigen Herren sich bis zur Überfülle gesättigt hatten.

Im Gerichtshof der Sternkammer fand Sir Giles Mompesson, wie schon bemerkt, ein Werkzeug, welches in jeder Weise für seine Zwecke geeignet war. Er wendete es mit furchtbarer Wirkung an, wie später gezeigt werden wird. Für ihn war es zugleich eine Waffe, um zu zerstören, und ein Schild, um zu beschützen. Dieser Gerichtshof nahm die Macht in Anspruch, nicht nur anderen Gerichtshöfen ihre Sachen wegzunehmen und sie dort zu bestrafen, sondern auch Vergehungen noch einmal zu bestrafen, wenn andere Gerichtshöfe sie schon bestraft hatten. Dieses Vorrecht benutzend brachte Sir Giles, wenn irgendwo anders ein Prozess gegen ihn anhängig gemacht worden war, die Sache vor die Sternkammer, wo er bei den Schreibern und Richtern so großen Einfluss hatte, dass er beständig seines Erfolges gewiss war. Die Klagen wurden so geschickt geleitet, die Verhöre so gewandt angestellt und die Fragen waren so zahlreich und verwirrend, dass der Beklagte oder Delinquent, wie man ihn gleichgültig nannte, gewiss immer verwirrt wurde und den Kürzeren zog. »Die Urteile dieses Gerichtshofes«, sagt ein mit der Praxis desselben vertrauter und demselben sehr günstig gesinnter Mann, »vernichten den guten Ruf der Menschen gründlich und bringen sie häufig um ihr Vermögen.« Ferner war es eine Regel, dass der Klä-

ger beständig begünstigt wurde. Da Sir Giles dies wusste, so stellte er sich immer in die begünstigte Lage. Mit Hilfe dieses ungerechten Tribunals vernichtete er manchen guten Ruf und überlieferte manches Opfer seiner Ungerechtigkeit dem Fleetgefängnis, um dort zu modern, bis er seine Forderungen aufs Äußerste befriedigte oder die Schuld der Natur zahlte.

In einem weniger verderbten und bestechlichen Zeitalter hätte eine solche Laufbahn nicht lange dauern können, aber zur Zeit Jakob I. wurden, wegen der Habgier des Monarchen selber und der Raublust seiner Höflinge und ihrer Trabanten, wovon jeder sich, auf welche Art es auch sein mochte, zu bereichern suchte, tausend Missbräuche der Justiz geduldet oder gar unterstützt und das Verbrechen ging unbestraft umher. Die Sternkammer selber diente dem König, wie in geringerem Grade Sir Giles Mompesson und anderen seines Gelichters, als ein Mittel, seine Einkünfte zu vermehren, denn die Hälfte der Geldstrafen, die dieses Gericht zuerkante, fiel der Krone zu. So wurden selten genaue Untersuchungen angestellt, wenn nicht vielleicht ein öffentliches Beispiel nötig war, wo man den Übertreter zwang, seinen Raub wieder herauszugeben. Aber dies geschah nie eher, bis die Birne völlig reif war. Gleich einem schlaunen Fuchs oder vielmehr gleich einem listigen Wolf war er zu vertrauensvoll auf seine eigene List und seine Hilfsquellen, um zu fürchten, in einer solchen Falle gefangen zu werden.

Sein Titel war erkaufte und er erntete seine Belohnung durch die Wichtigkeit, die er ihm verlieh. Sir Francis Mitchell handelte auf gleiche Weise. Um diese Zeit war es, als die Verbindung zwischen dem würdigen Paar begann. Bisher waren sie in Opposition gewesen, und wenn gleich von

sehr verschiedenem Temperament und Charakter, hatten sie doch ein gemeinschaftliches Ziel. Da sie großes Verdienst in einander erkannten, vereint mit der Macht des gegenseitigen Beistandes, so kamen sie überein, in Gemeinschaft zu handeln. Sir Francis war ebenso vorsichtig und furchtsam, wie Sir Giles verwegen und unbeugsam – der eine war am besten geeignet, einen Plan zu erfinden, und der andere, ihn auszuführen. Sir Francis zitterte bei seinen eigenen Entwürfen und ihren möglichen Folgen – Sir Giles nahm seine Pläne an, wenn sie viel versprachen, und lachte über die Schwierigkeiten und Gefahren, wovon sie begleitet waren. Der eine war der Kopf, der andere der Arm. Nicht als hätte es Sir Giles an der Fähigkeit gefehlt, ein ebenso künstliches Gewebe des Betruges zustande zu bringen, wie sein Kompagnon; aber jeder blieb in seinem Fach und so wurde Zeit erspart. Der Plan, den Schenken und Gasthäusern Konzessionen zu erteilen und sie zu beaufsichtigen, rührte ursprünglich von Sir Francis her und bewies sich als sehr vorteilhaft. Aber Sir Giles führte ihn in viel weiterem Umfang aus, wie sein Kompagnon es beabsichtigt hatte oder es für klug hielt.

Sie waren ebenso verschieden in ihrer persönlichen Erscheinung, wie in ihrer Gemütsart und in ihren geistigen Eigenschaften. Mompesson war der kühne Adler – Mitchell der dürre Habicht. Sir Francis war schwächlich und von abgemagerter Gestalt, den sinnlichen Genüssen sehr ergeben. Sein Körper entsprach seiner furchtsamen Organisation. Seine eingeschrumpften Beine waren kaum stark genug, ihn zu tragen, sein Rücken war gebogen, seine Augen glanzlos, sein Kopf kahl und sein Kinn, welches beständig wackelte und mit einem spärlichen gelben Bart bekleidet war, schien wie ein Stilett geformt, während sein sandfarbiger Schnurrbart

sich aufwärts kräuselte. Er war nach der äußersten Mode gekleidet und affektierte die Miene eines jungen Hofmannes. Sein Wams, seine Beinkleider und sein Mantel waren stets von den gewähltesten Farben und den kostbarsten Stoffen. Er trug eine diamantene Agraffe an seinem Hut und seidene Schärpenbänder gleich Strumpfbändern um seine dünnen Beine, die gänzlich der Waden entbehrten. Außerordentlich große Rosen bedeckten seine Schuhe, seine Halskrause war gleich einem Labyrinth verschlungen, seine Handschuhe reich gestickt. Eine große rotseidene Börse hing an seinem Gürtel und er war parfümiert mit Pulvern und Puder. Dieser abgelebte Geck affektierte den zierlichen Gang eines jungen Mannes. Obwohl mehr ein Gegenstand des Spottes als der Bewunderung bei dem schönen Geschlecht, bildete er sich ein, dass alle in ihn verliebt wären. Die ungeheuren Summen, die er auf so ungerechte Weise erwarb, blieben nicht lange in seinem Besitz, sondern wurden verschwendet, um seinen Torheiten und seiner Verworfenheit zu dienen. Er war, wie wir bereits gesagt haben, furchtsam von Natur, aber im Verhältnis zu seiner Feigheit grausam und unversöhnlich. Wo mit Sicherheit eine Beleidigung zugefügt oder ein schon gestürzter Feind ungestraft geschlagen werden konnte, da zauderte er nie einen Augenblick. Sir Giles selber war kaum so boshaft und unerbittlich.

Der kühlere Bösewicht bildete einen starken Gegensatz zu diesem feigen Wüstling. Sir Giles Mompesson war ein sehr schöner Mann mit ausdrucksvoller Physiognomie, Aber düster und unheimlich in ihrem Charakter. seine Augen waren schwarz, sehr durchdringend und flammten von dem wildesten Feuer, wenn sie von der Leidenschaft entzündet wurden. eine schön gebildete Adlernase verlieh seinem Ge-

sicht einen falkenartigen Charakter. Sein Haar war rabenschwarz, obwohl er nicht mehr jung war, und hing in langen Ringellocken über Hals und Schultern herab. Er trug einen schön geschnittenen Kinnbart und Schnurrbart, wie er sich später auf den Porträts von Vandyk findet und der zu dem strengen Ernst seines Gesichtes sehr gut passte. Kostbar, obwohl einfach in seiner Kleidung, trug er immer dunkle Farben. Gewöhnlich sah man ihn in einem Wams von schwarzen gesteppten Seidenzeug, venezianischen Beinkleidern und einem dunkelbraunen Samtmantel. Sein kegelförmiger Hut war mit einer einzelnen schwarzen Straußenfeder verziert. er trug einen langen Degen an der Seite, in dessen Anwendung er sich außerordentlich geschickt zeigte, denn er war einer von Vincentio Saviolos besten Schülern. Sir Giles war ein wenig über der mittleren Größe, mit einer wohlproportionierten athletischen Gestalt. Seine Stärke und Geschicklichkeit waren von der Art, dass guter Grund vorhanden schien, wenn er sich rühmte, wie er oft zu tun pflegte. Er fürchte keinen lebenden Mann im ehrlichen Kampf, ja auch zwei nicht.

Sir Giles hatte keine von den Schwächen seines Kompagnon. Mäßig in seiner Lebensweise hatte man nie erlebt, dass er sich bei Tafel dem Übermaß hingeeben hatte. Auch wurden die Schmeicheleien und Lockungen des schönen Geschlechts nie mit Erfolg für ihn angewendet. Wenn sein Arm von Eisen war, so schien sein Herz von Stahl zu sein, völlig unzugänglich für irgendeine sanfte Regung. Es wurde versichert und geglaubt, dass er nie eine Träne vergossen habe. Seine einzige Leidenschaft schien die Anhäufung des Reichthums zu sein, nicht von dem Wunsch begleitet, ihn wieder auszugeben. Er gewährte keine Geschenke. Er hatte keine

Familie und keine Verwandte, die er anerkennen wollte. Er stand allein – ein harter, habsüchtiger Mann, ein Sklave des Mammon.

Wenn es ihm gefiel, konnte Sir Giles Mompesson den Hofmann spielen und schmeicheln und gleißen, gleich den Übrigen. Ein vollendeter Hofmann, übernahm er leicht jede Rolle, die er zu spielen aufgefordert werden mochte, aber der Ton, der ihm natürlich war, schien der des bitteren Spottes und der frechen Beherrschung anderer zu sein. Er spottete über alle menschlichen und göttlichen Dinge. Es war Hohn in seinem Gelächter und Gift in seinen Scherzen. Sein Benehmen war indessen nicht ohne eine gewisse kalte und ernste Würde. Er kleidete sich, wie seine Zwecke, wenn die Gelegenheiten es forderten, in unerforschliche Zurückhaltung. So unheimlich war seine Gegenwart, dass viele Personen ihm aus dem Weg gingen, indem sie mit ihm in Berührung zu kommen oder ihn zu beleidigen fürchteten. Die breite Straße bei der Paulskirche wurde oft geräumt, wenn er, von seiner Söldnerbande begleitet, daherkam.

Wenn dies bei Personen der Fall war, die keine unmittelbare Veranlassung hatten, ihn zu fürchten, wie viel mehr Schrecken musste seine düstere Gestalt einflößen, wenn sie sich, wie es bei Madame Bonaventure der Fall war, mit dem Aussehen eines unerbittlichen Gläubigers, gerüstet mit der vollen Macht, seine Ansprüche geltend zu machen, und entschlossen, in keinem Punkt nachzulassen, darstellte! Doch dies wird der Leser in unserem nächsten Kapitel sehen.

Drittes Kapitel

Die französische Wirtstafel

Die bestimmte Frist des Monats lief ab und Madame Bonaventures Tag der Rechenschaft kam.

Es war in der Zwischenzeit keine Übereinkunft versucht worden, wenn sich gleich zahlreiche Gelegenheiten dazu fanden, da Sir Francis Mitchell die *Drei Kraniche* fast täglich besuchte. Sie schien die Sache sehr leicht zu nehmen und beseitigte sie immer sogleich, wenn sie erwähnt wurde. Selbst bis zuletzt schien sie ganz unbekümmert, als hege sie keine Besorgnis wegen des Erfolges. Anscheinend ging alles wie gewöhnlich zu und niemand würde an Madame Bonaventures Benehmen erkannt haben, dass sie um die Möglichkeit wisse, dass eine Mine unter ihren Füßen könne gesprengt werden. Vielleicht glaubte sie, eine Gegenmine gemacht zu haben, und fühlte sich deshalb sicher. Ihre Gleichgültigkeit setzte Sir Francis in Verlegenheit, da er nicht wusste, ob er sie der Gefühllosigkeit oder der übergroßen Zuversicht zuschreiben sollte. Er war neugierig zu sehen, wie sie sich benehmen werde, wenn die Krisis komme. Zu diesem Zweck begab er sich an dem bestimmten Tag zur Mittagsstunde in das Gasthaus.

Die Wirtin empfing ihn sehr anmutig, scherzte mit ihm, wie es ihre Gewohnheit war, und zeigte nur Lächeln und Schmeicheleien für ihn und alle Übrigen, als ob nichts geschehen könnte, um ihre Heiterkeit zu stören. Sir Francis war verlegener als je. Mit dem Leichtsinn und der Achtlosigkeit einer Französin musste sie den Anspruch gänzlich vergessen haben. Wie, wenn er wagte, sie daran zu erinnern?

Lieber nicht. Die Anwendung musste bald genug kommen. Er war froh, dass es seinem Gefährten und nicht ihm zufiel, gegen eine so reizende Person äußerste Maßregeln anzuwenden. Er konnte es in der Tat nicht tun. Und doch lachte er innerlich, als er an die schreckliche Klemme dachte, in die sie sogleich geraten und wodurch sie völlig in seiner Macht sein werde. Dann musste sie beträchtlich herabgestimmt sein. Und Sir Francis rieb bei dem Gedanken freudig seine verschrumpften Hände. Madame Bonaventure erriet ihrerseits, was in seiner Brust vorging und erfreute sich insgeheim an dem Gedanken, ihn schachmatt zu machen. Mit bezauberndem Lächeln verließ sie ihn, um für ihre zahlreichen Gäste zu sorgen.

Sehr zahlreich waren sie an dem Tag – zahlreicher als gewöhnlich. Sir Francis, der in einem Boot von Westminster kam, wo er wohnte, hatte einige Schwierigkeit, an der Treppe zu landen, da dieselbe ganz von Barken und Jollen belagert war, die alle Gäste *Zu den drei Kranichen* gebracht hatten. Außer diesen lagen zwei oder drei vergoldete Gondeln am Kai, mit Ruderern in reichen Livreen, die offenbar Personen von hohem Range gehörten.

Die Bänke und kleinen Tische vor dem Gasthaus waren von fremden Kaufleuten und Händlern besetzt, die ihre Geschäfte bei einer Flasche Bordeauxwein besprachen. Andere, die auf ähnliche Weise beschäftigt waren, saßen in den oberen Zimmern an den offenen Fenstern. Jedes Stockwerk ragte so weit über das andere hinaus, dass das alte Gebäude, welches fantastische Giebel und schwerfällige Schornsteine hatte, im Begriff schien, in die Themse hinunterzurollen. Andere Gäste saßen bei ihrem Wein in dem angenehmen kleinen Zimmer über dem Portal, welches beträchtlich über die

Tür hinausragte und aus seinen laternenartigen Fenstern eine angenehme Aussicht auf den Fluss gewährte, der an dem heiteren Maitag im Sonnenschein schimmerte, mit Fahrzeugen bedeckt war und sich auf der einen Seite bis Baynard's Castle erstreckte und auf der anderen zu dem am meisten malerischen Gegenstand, der damals und nun in London zu finden war - zu der alten Brücke mit ihren Türmen, Toren, Gebäuden und engen Bögen, durch welche sich der Strom rasch dahindrängte, und von wo man natürlich einen vollständigen Überblick über das entgegengesetzte Ufer hatte, welches mit der schönen St. Saviour-Kirche, Winchester House, den Spaziergängen, Gärten und Schauspielhäusern begann und mit den schönen Wäldchen endete, welche die Wiesen von Lambeth umgaben. Andere begaben sich zu der gut gehaltenen Kegelbahn auf dem engen Hof hinter dem Haus wo ein Maulbeerbaum stand, der zwei Jahrhunderte älter war als das Gasthaus selber, um sich durch den gesunden Zeitvertreib, der ihnen dort geboten wurde, zu stärken und zugleich eine Pfeife Tabak zu rauchen, der sich, ungeachtet der König so heftig dagegen donerte, bereits beträchtlich unter dem Volk verbreitet hatte.

Die Mittagstafel fand in dem vorzüglichsten Saal des Hauses statt, der gut genug zu dem Zweck geeignet, hoch und geräumig war und von einem Bogenfenster am oberen Ende erhellt wurde. Über dem hohen zierlich gearbeiteten Kamin befand sich das Wappen der Weinhändlercompagnie mit einem Bacchus darüber. Die Decke war von Gips gemodelt, das Tafelwerk von Eichenholz und an dem Letzteren hingen mehrere Gemälde. Eins von diesen stellte das Blutbad der Bartholomäusnacht und ein anderes den triumphierenden Einzug Heinrich des Vierten in das rebellische Paris dar. Au-

ßerdem sah man dort die Porträts des regierenden Monarchen Jakob des Ersten, seines Günstlings des Marquis von Buckingham und des jugendlichen Ludwig des Dreizehnten, Königs von Frankreich. Ein langer Tisch stand gewöhnlich in der Mitte des Saales; aber bei dieser Gelegenheit stand ein erhöhter Quertisch am oberen Ende, der von einem Vorhang teilweise verdeckt wurde und die Gegenwart vornehmer Gäste verkündete. Hier war das Gedeck feiner und die Trinkgeschirre schöner als die auf dem unteren Tisch. Es schien ein großartiges Bankett bevorzustehen. Langhalsige Flaschen waren in Gefäße mit Wasser zum Abkühlen gestellt und die Nebentische mit Flaschen und Gläsern bedeckt. Der Tisch bog sich unter der Menge und Verschiedenheit der Gerichte, die man aufstellte. Außer den gewohnten Kellnern befand sich dort ein Heer von Dienern in reichen und verschiedenartigen Livreen, aber diese warteten ausschließlich ihren Herren an dem erhöhten Tisch hinter dem Vorhang auf.

Als Sir Francis in den Speisesaal geführt wurde, stutzte er bei der ungewöhnlichen Pracht und fühlte sich sehr überrascht, dass die Wirtin ihm bei seiner Ankunft keinen Wink von dem Bankett gegeben hatte, welches stattfinden sollte. Das Mahl hatte bereits begonnen und alle Kellner waren zu beschäftigt, um auf ihn zu achten.

Cyprien, der die Schüsseln auf dem unteren Tisch ordnete, wollte nicht auf ihn achten und war taub, als er einen Platz forderte. Es schien wahrscheinlich, dass er gar keinen erhalten werde. Er war im Begriff, sich sehr verstimmt zu entfernen, als ein junger Mann, der ziemlich einfach gekleidet war und der allen Gegenwärtigen fremd schien, ihm auf sehr gutmütige Weise Platz machte. So gelang es ihm, sich mit in

die Reihe zu drängen.

Dann sah sich Sir Francis um und wollte sich versichern, wer zugegen sei, aber seine Stellung war so ungünstig und die Menge der Diener an dem oberen Tisch so groß, dass er nur unvollkommen unterscheiden konnte, wer dort saß. Überdies waren die meisten Gäste hinter dem Vorhang verborgen. Die aber, welche er sehen konnte, waren reich gekleidet, in Wämser von Seide und Atlas, während ihre reichen Samtmäntel, ihre mit Federn und Juwelen verzierten Hüte und langen Degen von ihren Dienern getragen wurden.

Zwei oder drei wendeten sich um und sahen ihn an, als er sich niedersetzte. Unter diesen bemerkte er Sir Edward Villiers, dessen Gegenwart ihm durchaus nicht angenehm war; denn wenn auch Sir Edward insgeheim mit ihm und Sir Giles verbunden war und seinen Zehnten von ihrem Raub nahm, so verleugnete er sie doch öffentlich und würde gewiss keine offene Kundgebung ihres räuberischen Verfahrens unterstützt haben.

Eine andere Person, die er an ihrer Wohlbeleibtheit, an der langen flatternden Perücke und dem schwarzsamtenen Pariser Wams erkannte, welches einen starken Gegensatz zu den schimmernden Kleidern seiner Nachbarn bildete, war Doktor Théodore Turquet de Mayerne, der berühmte französische Professor der Medizin, der damals in so hoher Gunst bei Jakob stand, dass er ihn, nachdem er ihn mit Ehren und Würden überladen, zu seinem ersten Leibarzt ernannt hatte. Doktor Turquet de Mayerne Fähigkeiten waren so ausgezeichnet, dass sein protestantischer Glaube allein ihn verhinderte, dieselbe hohe Stellung am französischen Hof einzunehmen, die er in England bekleidete. Auch des Dok-

tors Gegenwart bei dem Bankett war ungünstig; es war natürlich, dass er eine Landsmännin und Hugenottin, wie er selber, begünstigen würde. Da er des Königs Ohr besaß, konnte er ihm das, was sich ereignen würde, darstellen, wie es ihm beliebte. Sir Francis hoffte, er würde sich entfernen, ehe Sir Giles erscheine.

Aber da war noch eine dritte Person, die den habsüchtigen Ritter noch mehr Unruhe verursachte als die anderen beiden. Dies war ein schöner junger Mann mit blondem Haar und zarten Gesichtszügen, dessen schlanke und elegante Figur in ein azorubinrotes Atlaswams mit weißen Puffen und Beinkleider von denselben Farben und Stoff gekleidet war. Dieser junge Edelmann, dessen schöne Züge und frühzeitig dahingeschwundene Gestalt den Ausdruck des Zynismus und der Ausschweifung an sich trugen, war Lord Roos, damals erst kürzlich zur Heirat mit der Tochter des Staatssekretärs Sir Thomas Lake verlockt – welche Verbindung die gewöhnlichen Folgen solcher unverständigen Anordnungen hatte, nämlich Vernachlässigung von der einen und Unglück auf der anderen Seite. Lord Roos war der geschworene Feind des Sir Francis. Gleich vielen anderen ähnlichen lebenslustigen Motten hatte er sich, als er Geld bedurfte, an dem blendenden Licht, welches die beiden Wucherer ihm vorhielten, die Flügel versengt. er hatte ihnen oft für die Art, wie sie ihn ausgeplündert, Rache gelobt. Sir Francis achtete gewöhnlich nicht viel auf seine Drohungen, denn er war zu sehr an Vorwürfe und Verwünschungen von seinen Schlachtopfern gewöhnt, um Unruhe oder Reue zu empfinden. Aber gerade jetzt war die Sache anders und er konnte nicht umhin zu fürchten, dass der rachsüchtige junge Lord die Gelegenheit benutzen werde, ihm einen schlimmen

Streich zu spielen – wenn er nicht gar ausdrücklich in der Absicht dorthin gekommen sei, was nach den zornigen und verächtlichen Blicken, die er ihm zuwarf, wahrscheinlich schien.

Ein zorniges Gemurmel verbreitete sich an dem oberen Tisch, als Sir Francis erschien. Es wurde etwas gesagt, was seinen Ohren nicht angenehm klang, obwohl er es nicht deutlich verstehen konnte. Er fühlte, dass er seinen Kopf, ohne es zu wissen, in die Nähe eines Hornissennestes gebracht habe und sich glücklich schätzen könne, wenn er, ohne gestochen zu werden, davonkomme. Indessen war nun kein Rückzug mehr möglich, denn wenn ihm auch die Furcht zur Flucht riet, so hielt ihn doch die Scham zurück.

Die Gerichte waren reichlich und sehr verschiedenartig. Sie bestanden in allen möglichen Arten von Frikassee, in Fleischschnitten und Speckschnitten, in gesottenem Lachs aus der Themse, Forellen und Hecht aus demselben Fluss, in jungen Pfauen und Welschhühnern, in Florentiner Torten, Pasteten von Kalbsfüßen und Eierkäse. Zwischen zwei Gästen stand immer ein gesottener Salat, was nicht mehr oder weniger war, als was wir nun eine Schüssel Gemüse nennen würden.

Zimt, Ingwer und Zucker wurden nämlich zu den geschnittenen Mohrrüben außer einer Handvoll Korinthen, Weinessig und Butter hinzugefügt. Ein ähnlicher Plan wurde mit den Salaten von Borretsch, Zichorienblättern, Ringelblumenblättern, Spargel, Ochsenzunge, Raute und vielen anderen Pflanzen angewendet, die nicht mehr in der heutigen Kochkunst vorkommen, aber damals sehr geschätzt wurden. Zu einigen wurde Öl und Weinessig und zu allen Gewürze verwendet, während jedes Gericht mit Schnitten

hartgesottener Eier belegt war.

Ein Störkopf wurde zu dem oberen Tisch hinaufgetragen, wo sich schon ein gebackener Schwan und eine gebratene Trappgans nebst zwei stattlichen Wildbretpasteten befanden. Dies war erst der erste Gang und dann folgten noch zwei, die in einem Rehkalb, mit Puddingteig gefüllt, in einem großartigen Salat, heißen Olivenpasteten, gebackenen Ochsenzungen, gedämpften Kalbszungen, gebackenen italienischen Puddings, einer geschmorten Lammkeule nach französischer Sitte, Orangenpasteten, in Butter gekochten Krebsen, Sardellen und in einer großen Menge kleiner, über die Tafel ausgesäten Schüsseln bestanden. Bei einer solchen Fülle von guten Sachen würde es vielleicht überraschend erscheinen, dass Sir Francis sehr wenig zu essen fand; aber die Aufwärter schienen alle gegen ihn im Bunde zu sein, und wenn er seinen Blick auf eine Schüssel richtete, konnte er gewiss sein, dass sie schnell aus seinem Bereich entfernt wurde. Sir Francis war ein großer Feinschmecker und der Lachs aus der Themse sah köstlich aus; aber er würde kein Stück davon bekommen haben, hätte ihm nicht sein Nachbar, der junge Mann, der für ihn Platz gemacht hatte, den für ihn selber bestimmten gut gefüllten Teller gegeben. Auf dieselbe Weise erhielt er den Flügel eines gesottenen Kapaunen mit eingemachten Zitronen, deren Saft köstlich war, wie er aus Erfahrung wohl wusste. Cyprien trug aber Sorge, dass er nichts von dem Welschhuhn und der Pastete erhielt, denn er nahm ihm beide Schüsseln unter der Nase weg. Ein ähnliches Schicksal würde die Schüssel mit Krebsen gehabt haben, wäre ihm nicht sein gutmütiger Nachbar wieder zu Hilfe gekommen und hätte sie aus den Klauen des frechen Gasogners errettet, als er sie eben forttragen wollte.

Viertes Kapitel

Ein Opfer der Sternkammer

Als sein Hunger ein wenig gestillt war, fand Sir Francis nun Muße, den jungen Mann zu betrachten, der sich so freundlich gegen ihn gezeigt hatte. Um die Unterhaltung zu befördern, begann er damit, sein Glas aus einer Flasche köstlichen Bordeauxwein zu füllen, in deren Besitz er sich gesetzt, ungeachtet Cyprien sich bemüht hatte, ihn daran zu verhindern. Der junge Mann erwiderte seine Höflichkeit mit einem Lächeln, rühmte den Wein und sprach seine Überraschung aus, über die große Verschiedenheit und Vortrefflichkeit des Mahles, worauf er, wie er sagte, durchaus nicht vorbereitet sei. Es war nicht die Art des Sir Francis, viel Interesse an Fremden zu nehmen. Er hegte Missfallen gegen junge Männer, besonders wenn sie schön waren, wie es bei seinem neuen Bekannten der Fall war. Aber der junge Mann hatte etwas an sich, was seine Aufmerksamkeit fesselte.

Aus der Einfachheit seiner Kleidung und einer gewissen ländlichen Miene schloss Sir Francis sogleich, dass er frisch vom Lande komme, aber er bemerkte auch an seinem Wesen und Benehmen, dass er ein junger Mann von Stand und Bildung sei. Der Jüngling hatte ein schönes, offenes Gesicht, ausgezeichnet durch männliche Schönheit und verständigen Ausdruck, und eine vollkommen proportionierte, athletische Figur. Sir Francis setzte voraus, dass er in allen körperlichen Übungen – im Klettern, Springen, Reiten und Lanzenwerfen – geschickt sei, und er irrte auch nicht. Er schloss auch, dass er die ländlichen Spiele liebe, und hatte recht in seiner Annahme. Er stellte sich ferner vor, der junge Mann

sei in die Stadt gekommen, um sein Glück zu verbessern und um eine Stelle bei Hofe nachzusuchen. Auch darin war er nicht weit vom Ziel. Als der schlaue Ritter die schönen Züge seines Nachbarn, seine richtig gebildeten Glieder und seine symmetrische Figur betrachtete, da glaubte er, dass die Vorstellung eines so schönen Jünglings an einem Hof, wo die persönliche Erscheinung die erste Rücksicht war, unfehlbar von günstigem Erfolg begleitet sein müsse.

Ein hübscher junger Kerl, um sich die Gunst des Königs zu erwerben, dachte er. Und wenn ich ihn mit Mitteln versehe, reiche Kleider zu kaufen, und ihn vorstellen lasse, dürfte er einen guten Eindruck machen. Aber dafür will ich gute Sicherheit haben – ich weiß, was Dankbarkeit ist. Er muss der Lady Suffolk vorgestellt werden. Die wird schon wissen, was sie mit ihm anzufangen hat. Fürs Erste muss er seine ländliche Hülle ablegen. Dieses schlecht gemachte Wams von grünem Tuch muss gegen ein im venezianischen Stil mit Puffen besetztes, wie meins, ausgetauscht werden. Er muss Beinkleider tragen, die ausgestopft und gepolstert sind, wie es die Mode mit sich bringt. Seidene Strümpfe werden die zierlichen Proportionen seiner Beine zeigen, obwohl der junge Mann so wohlgebildete Glieder hat, dass selbst die gemeinen leinenen Strümpfe sie nicht entstellen können. Sein Haar ist von guter brauner Farbe, die dem König so sehr gefällt. Es scheint sich von Natur aus zu kräuseln, aber es muss nach der Mode geschnitten und zugerichtet werden, denn er gleicht einem jungen Füllen, frisch von der Weide. Wenn er auch noch nicht viel Bart am Kinn oder an der Oberlippe hat, so steht ihm doch der Bart, den er hat, sehr gut und wird ihm noch besser stehen, wenn er gehörig beschnitten und gekräuselt ist. Im Ganzen ist er ein so wackerer junger Kerl, wie man nur zu sehen wünschen kann. Als ob er Buckingham ausstechen sollte, wie Buckingham Somerset ausgestochen hatte? Der stolze Marquis möge sich vorsehen! Wir können noch

seinen Sturz bewirken. Und nun will ich ihn befragen.

Nachdem er sein Glas wieder gefüllt hatte, wandte sich Sir Francis in seinen schmeichelhaftesten Tönen und mit dem angenehmsten Wesen an seinen jugendlichen Nachbar.

»Für einen Fremden in der Stadt, wofür ich Euch halte, junger Mann«, sagte er, »habt Ihr es sehr glücklich getroffen, gerade heute hierherzukommen, da Ihr ein besseres Mittagessen erhalten habt als ich, der ich beständig diese französische Wirtstafel besuche, hier je servieren sah, obwohl die Aufwartung sehr schlecht ist und jener verdammte Cyprien ausgepeitscht zu werden verdiente. Aber Eure Höflichkeit und Eure guten Sitten haben Euch mit mir bekannt gemacht. Ich kann Euch ohne Anmaßung versichern, dass ich den Willen und die Fähigkeit habe, Euch zu dienen, wenn Ihr mir nur andeuten wollt, auf welche Weise.«

»Ihr seid zu freundlich, würdiger Herr«, versetzte der junge Mann bescheiden. »Ich habe nichts getan, um Eure gute Meinung zu verdienen, obwohl es mich sehr glücklich macht, sie gewonnen zu haben. Es freut mich, dass der Zufall mir so weit günstig gewesen ist, mich zu dieser festlichen Gelegenheit hierhergeführt zu haben. Und es freut mich noch mehr, dass ich mit einem so würdigen Herrn, wie Ihr seid, bekannt geworden bin, dem meine ländlichen Manieren nicht unangenehm sind. Ich habe zu wenig Freunde, um die zu vernachlässigen, die der Zufall mir entgegenführt. Da ich mir meinen Weg durch die Welt bahnen und mir eine Stellung verschaffen muss, nehme ich freudig jede Hand an, die sich ausstreckt, um mir bei dem Kampf zu helfen.«

Gerade wie ich es wünschte, dachte Sir Francis, derselbe Mann, für den ich ihn hielt. »So wahr ich ein wahrer Gentleman bin, an meinem Beistand soll es nicht fehlen, mein guter junger

Mann«, fügte er laut mit scheinbarer Herzlichkeit hinzu, indem er sich stellte, als sehe er den anderen mit großem Interesse an. »Und wenn ich die besondere Richtung kennen lerne, in welcher Ihr Euren Weg wählen wollt, so werde ich umso besser imstande sein, Euch zu raten und zu leiten. Es gibt viele Wege zum Glück.«

»Der meine sollte der Kürzeste sein, wenn es von meiner Wahl abhängig wäre«, versetzte der junge Mann lächelnd.

»Ganz richtig«, entgegnete der schlaue Ritter. »Alle Menschen würden jenen Weg einschlagen, wenn sie ihn finden könnten. Aber für einige würde der kürzeste Weg nicht der sicherste sein. In Eurem Fall, denke ich, dürfte es anders sein. Ihr habt ein ziemlich gutes Aussehen und eine ganz gute Figur, um Euch anstatt anderer Vorteile zu bedienen.«

»Eure schöne Rede würde mich eingebildet machen, würdiger Herr«, entgegnete der junge Mann mit wohlgefälliger Miene. »Wäre ich mir nicht zu sehr meines Mangels an Verdienst bewusst, um nicht das, was Ihr sagt, der Gutmütigkeit oder der Schmeichelei zuzuschreiben.«

»Da tut Ihr mir unrecht, mein guter junger Freund – auf mein Wort, das tut Ihr. Wenn ich Schmeichelei anwenden wollte, so müsste ich Ausdrücke suchen, die meiner Meinung von Eurem guten Aussehen entsprechen. Was meine freundliche Neigung zu Euch betrifft, so habe ich schon gesagt, dass Ihr sie durch Eure Aufmerksamkeiten gewonnen habt, sodass die bloße Gutmütigkeit mir nicht meine Worte eingibt. Ich spreche von Euch, wie ich denke. Darf ich ohne Zudringlichkeit fragen, aus welchem Teil des Landes Ihr kommt?«

»Ich bin aus Norfolk, würdiger Herr«, antwortete der junge Mann, »wo ich mein Leben unter wilden und ungebilde-

ten Menschen zugebracht habe, welche die Jagd lieben, gleich den Bogenschützen von Sherwood, wovon wir in den Balladen lesen. Ich bin der Sohn eines heruntergekommenen Edelmannes, des Oberhauptes eines gefallenen Hauses. Von fünfzig Dienern, die mein Vater hielt, ist mir nur ein alter Diener übrig, und von den vielen tausend Morgen, die mir entrissen worden sind, besitze ich kaum noch hundert. Noch jage ich in den Wäldern meines Vaters, töte meines Vaters Wild und fische in den Seen meines Vaters, da niemand mich belästigt. Ich erhalte die kleine Kirche in der Nähe der verfallenen Halle, worin die Gräber meiner Vorfahren sich befinden und wo mein Vater begraben liegt. Die Pächter kommen noch sonntags dorthin, obwohl ich nicht mehr ihr Herr bin. Meines Vaters alter Kaplan, Sir Oliver, predigt noch dort, obwohl meines Vaters Sohn ihn nicht mehr besolden kann.«

»Wahrlich eine traurige Veränderung«, sagte Sir Francis im Ton der Teilnahme, »und ich fürchte, sie ist der Ausschweifung und Verschwendung vonseiten Eures Vaters zuzuschreiben, der seinen Sohn zum Bettler gemacht hat.«

»Nicht so, mein Herr«, entgegnete der Jüngling ernsthaft, »mein Vater war ein sehr ehrenvoller Mann und er würde niemanden Unrecht getan haben, viel weniger dem Sohn, den er zärtlich liebte. Auch war er nicht verschwenderisch, sondern lebte nur gut und freigebig, wie ein Landedelmann mit einer großen Besitzung es sollte. Die Ursache seines Unterganges war, dass er in die Klauen jenes alles verzehrenden Ungeheuers geriet, welches das Vermögen so vieler Familien verschlungen hat, sodass unser Vaterland vom Verderben bedroht wird. Mein Vater wurde von jenem Gerichtshof zu Grunde gerichtet, der mit dem Schein der Ge-

rechtigkeit die Menschen ihres Namens, ihres guten Rufes, ihrer Ländereien und ihres Vermögens beraubt, der den Gang der Gerechtigkeit verkehrt und die Grundsätze der Billigkeit untergräbt, der den Schurken begünstigt und den redlichen Mann unterdrückt, der die Erpressung und Plünderung begünstigt und unterstützt, der die gerechten Urteile widerruft und seine eigene ungerechte Oberhoheit behauptet, der vermöge seiner Kommissionäre seine hundert Arme über das ganze Land ausbreitet, um zu plündern und zu zerstören, sodass niemand, so fern er sei, sich außer seinem Bereich halten oder seiner Aufsicht entziehen kann, und welcher, wenn er nicht mit der Wurzel ausgerottet wird, am Ende das Königreich zu Grunde richten muss. Ich darf wohl nicht erst sagen, dass mein Vater von der Sternkammer zu Grunde gerichtet wurde.«

»Still! Still! Mein guter junger Herr«, rief Sir Francis, nachdem er vergebens versucht hatte, die zornige Rede seines Nachbarn zu unterbrechen. »Gebe der Himmel, dass Eure Worte keine anderen Ohren als die meinen erreicht haben mögen! Von der Sternkammer zu sprechen, wie Ihr gesprochen habt, ist ärger als Verräterei. Mancher Mann hat seine Ohren verloren und ist vor der Stirn gebrandmarkt worden, der noch nicht halb so viel gesagt hatte, wie Ihr.«

»Ist die freie Rede verboten in diesem freien Land?« rief der junge Mann erstaunt. »Muss man schweres Unrecht leiden, ohne sich beklagen zu dürfen?«

»Gewiss, Ihr dürft keinen Tadel über die Sternkammer aussprechen, ohne Euch der Rache derselben auszusetzen«, entgegnete Sir Francis in leisem Ton. »Kein Gerichtshof in England ist so eifersüchtig auf seine Vorrechte, noch auch so strenge in der Bestrafung seiner Tadler. Er will keine üble

Nachrede über sein Verfahren noch seine Urteile infrage ziehen hören.«

»Aus dem einfachen Grund, weil er weiß, dass sie die Untersuchung und Beurteilung nicht ertragen können. So ist es mit jedem willkürlichen und despotischen Verfahren. Aber werden sich die Engländer einer solchen Tyrannei unterwerfen?«

»Ich muss Euch noch einmal raten, Eurer Zunge einen Zaum anzulegen, mein junger Herr. Solche Dinge sind nicht an öffentlichen Tafeln, kaum in Privatkreisen zu besprechen. Es ist gut, dass Ihr Euch an jemand gewendet habt, der Euch nicht verraten wird. Die Sternkammer hat überall ihre Spione. Mischt Euch nicht in die Sache, wenn Ihr Eure Freiheit schätzt. Ein leichtes Vergehen reizt den Zorn dieses Gerichts, und einmal aufgeregt, ist seine Wut vernichtend.«

Fünftes Kapitel

Jocelyn Mounchensey

Ungeachtet der Gefahr, der er sich aussetzte, schien der junge Mann, dessen Gefühle offenbar sehr aufgereggt waren, sehr geneigt, den gefährlichen Gegend stand fortzusetzen, aber Sir Francis bemerkte, dass einer von ihren Nachbarn gegenüber sie ansah. Er füllte daher sein Glas und versuchte der Unterredung eine andere Wendung zu geben, indem er fragte, wie lange er bereits in der Stadt gewesen sei und wo er wohne. »Ich kam erst gestern in London an«, war die Antwort, »doch bin ich bereits lange genug hier gewesen, um nicht gern zu den Wäldern und Sümpfen von Norfolk zurückzukehren. Meine Wohnung ist innerhalb der City, in der Nähe der St. Botolphskirche und einen Bogenschuss von Aldgate, eine ganz angenehme Lage mit der Aussicht auf Spital Fields und das freie Land. Ich hätte lieber am Strand oder in der Nähe von Charing Groß gewohnt, wenn meine geringen Mittel es mir gestattet hätten. Wie gesagt, führte mich heute der Zufall hierher. Als ich früh ausging, um die Stadt anzusehen, kam ich über die London Bridge, deren Pracht mich in Erstaunen setzte, ging auf Bankside dahin, trat in Paris Garden ein, wovon ich viel gehört hatte und wo ich mich an den Bullenbeißern und den furchtbaren Tieren, mit welchen sie zu kämpfen haben, sehr unterhielt. Ich dachte, ich möchte wohl lieber meine Feinde anstatt des Bären mit diesen wilden Hunden hetzen. In einer Jolle zum entgegengesetzten Ufer zurückkehrend, setzte mich der Bootsmann hier an Land und empfahl mir die *drei Kraniche*, wo man die beste französische Mittagstafel und den besten fran-

zösischen Wein in London habe, so lebhaft, dass ich, als ich viele Herren hierher strömen sah, was seine Angabe zu bestätigen schien, mit ihnen eintrat und nun Grund habe, mit der Bewirtung zufrieden zu sein, da ich noch nie so kostbar zu Mittag gespeist und gewiss nie so vortrefflichen Wein gekostet habe.«

»Lasst mich Euer Glas noch einmal füllen. So wahr ich ein Gentleman bin, es wird Euch nicht schaden. Es ist eine besonders gute Eigenschaft des reinen Bordeauxweins, dass man ihn ohne Nachteil trinken kann, was sich nicht von dem verfälschten Sekt sagen lässt. Wir wollen noch eine Flasche leeren. Heda! Kellner – Cyprien, sage ich! Mehr Wein – und von dem besten Bordeaux. Von dem besten, sage ich.«

Dieses Mal wurde der Befehl befolgt und die Flasche vor ihn hingestellt.

»Ihr sagt, Ihr habt Bankside besucht, mein junger Herr? Auf mein Wort, Ihr müsst noch einmal über den Fluss fahren und die Theater besuchen – den Globus oder die Rose. Unser großer Schauspieler Dick Burbage spielt heute den Othello und ich stehe dafür, er wird Euch gefallen. Dick ist ein kleiner Mann, aber er hat eine mächtige Seele. Es kommt ihm keiner gleich, weder Nat Field noch Ned Alleyn. Unser berühmter Shakespeare ist wahrlich glücklich, dass er seine großen Rollen spielt. Ihr müsst auch Burbage in dem tollen Prinzen von Dänemark sehen – die Rolle wurde für ihn geschrieben und passt gerade für ihn. Seht ihn auch als den sanften und liebeskranken Romeo, als den tyrannischen und mörderischen Macbeth und als den verwachsenen Richard. In all diesen Rollen, so verschieden sie auch sein mögen, ist unser Dick gleich gut. Er hat noch einige andere Rollen von fast gleichem Verdienst, wie Malevole in dem Missvergnüg-

ten Frankford in der durch Freundlichkeit getöteten Frau, Bracciano in Websters weißem Teufel und Vendice in des Rächers Tragödie von Cyril Tournour.«

»Ich kenne das zuletzt genannte Stück nicht«, entgegnete der junge Mann ein wenig streng, »aber wenn der Charakter des Vendice im Geringsten seinem Namen entspricht, so würde er für mich passen. Ich bin ein Rächer.«

»Vergesst Euer Unrecht ein wenig, ich bitte Euch, und ertränkt Eure Rache in einem Glas Wein. So wahr ich ein echter Gentleman bin! Eine bessere Flasche als die erste! Ja, kostet nur. Auf mein Wort! Es ist echter Nektar. Ich trinke dieses Glas mit Euch und wünsche Euch glücklichen Erfolg, Eure Feinde zu vernichten und Eure Rechte wieder zu erlangen!«

»Ich trinke von ganzem Herzen diesen Toast mit Euch, würdiger Herr«, rief der junge Mann, indem er seinen Becher erhob. »Mögen meine Feinde vernichtet werden und ich meine Rechte wieder erlangen!« Er leerte den Becher bis auf den letzten Tropfen.

Nun muss er in der angemessenen Stimmung für meinem Vorschlag sein, dachte Sir Francis, indem er ihn genau beobachtete. »Hört, mein guter junger Freund«, sagte er in leiserem Ton, »ich wünsche nicht, dass gehört werde, was ich Euch zu sagen habe. Ihr spracht eben von dem kürzesten Weg zum Glück. Ich will ihn Euch andeuten. Für den, der kühn genug ist, ihn zu wählen und der die Erfordernisse dazu besitzt, ist der kürzeste Weg am Hof zu finden. Woher denkt Ihr, dass die meisten jener feinen Herren, die Ihr durch den Vorhang sehen könnt, ihre Einkünfte haben? So wahr ich ein echter Gentleman bin! Aus den königlichen Koffern. Vor wenigen Jahren, ja, bei einigen vor wenigen Monaten, waren diese glänzenden und betitelten Gecken Abenteurer wie Ihr,

die kaum ein Goldstück in der Tasche und Kredit für Wohnung und Beköstigung bei ihren Wirtinnen hatten. Nun seht Ihr, wie kostbar sie speisen und wie reich sie sich kleiden. Auf mein Wort! Ihr könnt dasselbe Glück haben, und vielleicht, wenn ich übers Jahr wieder an einer Wirtstafel speise, mag ich Euch vielleicht am oberen Tische sehen, einen Vorhang vor Euch, um Euch von der gemeineren Gesellschaft abzusondern, und Eure Diener hinter Euch, um Euren Samtmantel und Hut zu halten, gleich dem Besten jener vornehmen Herren.«

»Der Himmel gebe es!«, rief der junge Mann mit einem Seufzer. »Ihr haltet mir ein glänzendes Bild vor Augen, aber ich habe wenig Hoffnung, dass es verwirklicht werden wird.«

»Es wird Eure eigene Schuld sein, wenn es nicht geschieht«, entgegnete der Versucher. »Ihr habt ein ebenso gutes Aussehen, wie der Schönste von ihnen.

Durch gutes Aussehen allein gelangte die ganze Gesellschaft zu ihrer gegenwärtigen Höhe. Warum wollt Ihr nicht denselben Weg einschlagen, bei derselben Gewissheit des Erfolges? Ihr besitzt Mut genug, um es zu unternehmen, nicht wahr?«

»Wenn es nur auf Mut ankommt, den habe ich«, versetzte der junge Mann, »aber ich bin gänzlich unbekannt in der Stadt. Wie soll ich denn bei Hofe eingeführt werden, wenn ich nicht einmal den demütigsten Anhänger desselben kenne?«

»Ich habe schon gesagt, Ihr wärt glücklich, mich zu treffen«, entgegnete Sir Francis. »Ich finde, dass Ihr glücklicher seid, als ich vermutete, da ich es Euch sagte, denn ich wusste nicht, worauf Eure Wünsche gerichtet waren, noch worin ich

Euch helfen konnte. Aber jetzt, da ich Euren kühnen Flugkenne und das Hochwild, auf welches Ihr Jagd macht, bin ich imstande, Euch wirksamen Beistand anzubieten und Euch die Versicherung eines glücklichen Erfolges zu geben. Durch mich sollt Ihr dem König vorgestellt werden, und zwar auf solche Weise, dass die Vorstellung nicht umsonst geschehen soll. Dann wird es Eure Sache sein, Eure Karten geschickt auszuspielen und Eure Gelegenheit zu benutzen. Ohne Zweifel werdet Ihr viele Gegner haben, die Euch ein Bein stellen und Euch jedes Hindernis in den Weg stellen werden, wo sie können. Wenn Ihr aber den starken Arm besitzt, den ich Euch zutraue, und Kühnheit, um ihn zu unterstützen, so habt Ihr nichts zu fürchten. So wahr ich ein echter Gentleman bin! Ihr sollt guten Rat und einen Freund im Verborgenen haben, um Euch zu unterstützen.«

»Wem habe ich für dieses höchst freundliche und unerwartete Anerbieten zu danken?«, fragte der junge Mann, dessen Brust sich hob und dessen Auge von Aufregung sprühte.

»Einem, von dem Ihr vielleicht als einem Gegenstand des ungerechten Tadels gehört habt«, antwortete der Ritter, »aber wie ungerecht derselbe ist, könnt Ihr leicht aus meinem gegenwärtigen Benehmen schließen. Ich bin Sir Francis Mitchell.«

Bei Erwähnung dieses Namens fuhr der junge Mann zusammen und ein dunkles Rot verbreitete sich über sein Gesicht und seine Stirn. Als der schlaue Ritter den hervorgebrachten Eindruck bemerkte, beeilte er sich, denselben zu entfernen.

»Ich sehe, mein Name erweckt unangenehme Erinnerungen in Eurer Brust«, sagte er, »und Euer Blick zeigt, dass die Verleumdungen meiner Feinde Eindruck auf Euch gemacht

haben. Ich tadle Euch deshalb nicht. Die Menschen werden nur nach dem Gerücht beurteilt, und die, mit welchen ich Verkehr gehabt hatte, haben schlecht genug über mich berichtet. Aber sie haben fälschlich gesprochen. Ich habe nicht mehr getan, als irgendein anderer Mann tun würde. Ich habe die höchsten Zinsen für mein Geld genommen, die ich erhalten konnte, und mein Verlust ist mit meinem Gewinn fast gleich gewesen. Die Leute sind bereit genug, alles was sie können, gegen mich zu sagen, aber sie sehen sich wohl vor, etwas zu erwähnen, was günstig für mich sein könnte. Sie brandmarken mich als einen Wucherer, aber sie vergessen hinzuzufügen, dass ich der Freund der Bedürftigen bin. Sie gebrauchen und missbrauchen mich. Das ist der Lauf der Welt. Warum sollte ich denn klagen? Ich bin nicht übler dran als meine Nachbarn. Und der Beweis, dass ich uneigennützig sein kann, ist die Art, wie ich gegen Euch gehandelt habe, der Ihr mir völlig fremd seid und keine andere Empfehlung als Eure graziöse Gestalt und Euer angenehmes Wesen habt.«

»Ich kann Euren angebotenen Beistand nicht annehmen, Sir Francis«, entgegnete der junge Mann in verändertem Ton und mit großer Strenge. »Ihr werdet einsehen, warum ich es nicht kann, wenn ich mich Euch als Jocelyn Mounchensey vorstelle.«

Nun war der Ritter an der Reihe, zusammenzufahren, die Farbe zu wechseln und zu zittern.

Sechstes Kapitel

Die Beleidigung

Es trat eine augenblickliche Pause ein, während welcher Mouchensey den Ritter so wild ansah, dass der Letztere wegen seiner persönlichen Sicherheit besorgt war und auf schleunigen Rückzug dachte. Doch wagte er sich nicht zu entfernen, um nicht die Schmach über sich zu bringen, die er zu vermeiden wünschte. So blieb er gleich einem Vogel von einer Klapperschlange gefesselt, bis der junge Mann, dem vor Leidenschaft die Sprache versagte, in so heftiger Wut fortfuhr, dass seine Worte einen zischenden Ton annahmen.

»Ja, ich bin Jocelyn Mouchensey«, sagte er, »der Sohn dessen, den Eure Ränke und die Eures Gefährten in der Ungechtigkeit, des Sir Giles Mompesson, zum Untergang geführt haben – der Sohn dessen, den Ihr um seinen guten Namen und sein großes Vermögen gebracht und in ein ekelhaftes Gefängnis geworfen habt, um dort zu schmachten und zu sterben. Ich bin der Sohn jenes gemordeten Mannes. Ich bin der, den Ihr seiner Erbschaft beraubt, dessen stolzes Wappen Ihr vernichtet und dessen Familie Ihr zur Armut und zum völligen Untergange geführt habt.«

»Aber, Sir Jocelyn, mein würdiger Freund«, stotterte der Ritter, »habt Geduld, ich bitte Euch. Wenn Ihr Euch gekränkt glaubt, so bin ich bereit, alles reichlich wieder gut zu machen. Ihr wisst, welches meine Absichten mit Euch waren, ehe ich im Geringsten ahnen konnte, wer Ihr seid.« *Wenn ich es gewusst hätte*, dachte er, *würde ich Sorge getragen haben, mich in respektvoller Entfernung von ihm zu halten.* »Ich will noch

mehr tun, als ich versprochen habe. Ich will Euch Geld leihen, so viel Ihr wollt, und zwar auf Eure persönliche Sicherheit. Euer bloßes Wort soll mir genügen. Ich verlange kein Unterpand, keine schriftlichen Verpflichtungen irgendeiner Art. Sieht das wie Wucher aus? So wahr ich ein echter Gentleman bin! Ich werde sehr ungerecht beurteilt. Ich bin nicht der Erpresser, wofür die Menschen mich halten. Ihr sollt mich als einen Freund kennen lernen«, fuhr er in leisem und lebhaftem Ton fort. »Ich will Euer Vermögen wiederherstellen, Euch einen neuen Titel geben, höher und stolzer, als der, den Ihr verloren habt, und wenn Ihr meinem Rat folgen wollt, könnt Ihr den stolzen Günstling selber verdrängen. Ihr sollt stehen, wo Buckingham jetzt steht. Nehmt Vernunft an, guter Sir Jocelyn. Nehmt Vernunft an, ich bitte Euch.«

»Ich will nichts weiter hören«, versetzte Jocelyn. »Wenn Ihr auch bis Jüngsten Tag sprächet, könntet Ihr doch meine Gefühle gegen Euch nicht im Geringsten ändern. Mein Hauptzweck nach London zu kommen, war, Euch und Sir Giles Mompesson zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Und wir werden uns sehr bereitwillig gegen alle Anklagen verantworten, die Ihr gegen uns vorbringen mögt, Sir Jocelyn. Alles geschah auf redliche Weise und nach dem Gesetz. Die Sternkammer wird uns unterstützen.«

»Pah! Ihr denkt mich mit dieser Vogelscheuche zu schrecken; aber ich bin nicht so leicht in Furcht zu setzen. Wir sind das erste Mal durch Zufall zusammengekommen; unser nächstes Zusammentreffen wird infolge einer Verabredung geschehen.«

»Wann und wo es Euch beliebt, Sir Jocelyn«, versetzte der Ritter; »aber bedenkt, das Duell ist verboten. Obwohl ich Euren Wunsch, mir die Kehle durchzuschneiden, nicht verei-

teln möchte, so würde es mir doch leid sein, zu denken, dass Ihr später darum gehenkt werden könntet. Hört, Sir Jocelyn, beseitigt Eure törichte Leidenschaft und sorgt für Eure wahren Interessen, die nicht darin bestehen, mit mir zu zanken, sondern in unserer Versöhnung. Ich kann Euch wesentliche Dienste leisten, wie ich Euch schon gezeigt habe, und so wahr ich ein echter Gentleman bin! Ich will es tun. Gebt mir Eure Hand und lasst uns Freunde sein!«

»Nimmermehr!«, rief Jocelyn, sich von ihm entfernend, »nimmermehr soll die Hand eines Mounchensey die Eure in Freundschaft fassen. Ich wollte lieber, die meine verdorrte! Ich bin Euer tödlicher Feind. Meines Vaters Tod muss gerächt werden.«

»Reizt ihn nicht, mein guter junger Herr«, fiel ein ältlicher Mann ein, der in einem langen Pelzrock mit hängenden Ärmeln und einer flachen Mütze auf dem Kopf neben ihm saß und alles gehört hatte, was vorging. »Ihr wisst nicht, wie sehr er Euch schaden kann.«

»Ich lache über seine Bosheit und biete ihm Trotz«, rief Jocelyn. »Er soll keinen Augenblick länger neben mir sitzen. Hinaus, Schuft! Hinaus!«, fügte er hinzu, indem er Sir Francis bei den Armen ergriff und von seinem Sitz herunterwarf. »Ihr seid keine passende Gesellschaft für einen redlichen Mann. He! Kellner, zur Tür hinaus mit ihm! Werft ihn in den Hundestall.« –

»Dies sollt Ihr bereuen, Kerl! – dies sollt Ihr bitter bereuen«, rief Sir Francis, ihm mit den Fäusten drohend. »Euer Vater starb wie ein Hund im Fleetgefängnis und Ihr sollt dort auf gleiche Weise umkommen. Ihr habt Euch gänzlich in meine Macht begeben und Ihr sollt ein abschreckendes Beispiel werden. Ihr habt eine skandalöse und verächtliche Sprache

gegen den großen und mächtigen Gerichtshof der Sternkammer gewagt, vor deren Urteilen sich alle beugen. Ihr habt die Gerechtigkeit angefochten und ihr Ansehen gelehugnet, und Ihr sollt das volle Gewicht ihres Missfallens fühlen. Ich werde diese würdigen Herren auffordern, gegen Euch zu zeugen.«

»Wir haben nichts gehört und können nichts bezeugen«, riefen mehrere Stimmen.

»Aber Ihr, Herr, saßet neben ihm und müsst es gehört haben?«, sagte Sir Francis zu dem ältlichen Mann in dem Pelzrock.

»Ich nicht!«, versetzte der Angeredete, »ich achtete nicht auf das, was gesprochen wurde.«

»Aber ich, Sir Francis«, quiekte ein kleiner Mann mit einem Molkengesicht, in gelbem Wams und großer Halskrause von der entgegengesetzten Seite des Tisches her, »ich hörte, wie er auf freche Weise den hohen Gerichtshof der Sternkammer und dessen Urteile tadelte, und ich will Zeugnis gegen ihn ablegen, wenn ich aufgefordert werde.«

»Euer Name, guter Herr, Euer Name?« fragte Sir Francis, indem er seine Schreibtafel hervorzog.

»Thopas Trednock, Schneider im Bügeleisen in Cornhill«, versetzte der Mann mit dem Molkengesicht in durchdringenden Tönen bei dem höhnischen Gelächter der Versammlung.

»Thopas Trednock; Schneider – gut!«, wiederholte der Ritter, als er den Namen niederschrieb. »Ihr werdet ein vortrefflicher Zeuge sein, Meister Trednock.

Lebt wohl für jetzt, Master Jocelyn Mouchensey, denn jetzt fällt mir ein, Euer Vater wurde der Ritterwürde verlustig erklärt. So wahr ich ein echter Gentleman bin! Ihr könnt

gewiss sein, dass Ihr bald ins Fleetgefängnis kommen werdet.«

Wie sich denken lässt, erregte der Streit die Aufmerksamkeit der in der Nähe sitzenden Personen. Bald wurde die Ursache an beiden Tafeln bekannt und es wurde großer Unwille gegen Sir Francis ausgesprochen, den man von allen Seiten tadelte und verspottete, als er auf die Tür zuging. So groß war das Geschrei und so tadelnd und verächtlich die auf ihn angewendeten Ausdrücke, dass der Ritter hastig die Flucht ergriff; aber Cyprien begegnete ihm auf seinem Weg und der komische Gascogner hielt einen Schüsseldeckel als Schild in der einen und ein langes Tranchiermesser als Schwert in der anderen Hand und widersetzte sich seiner Entfernung.

»Lasst mich durch, Kerl!«, rief Sir Francis in Bestürzung.

»Mit Eurer Erlaubnis, nein«, entgegnete Cyprien, ermutigt von dem Gelächter und dem Beifall der Gesellschaft. »Ihr seid uneingeladen hierhergekommen und müsst dableiben, bis Ihr die Erlaubnis erhaltet, Euch zu entfernen. Da Ihr an dem Bankett teilgenommen habt, so müsst Ihr auch das Dessert mitnehmen. Die Kuchen und Leckerbissen kommen noch, Sir Francis! «

»Was meint Ihr, Kerl?«, fragte der Ritter in zunehmendem Schrecken.

»Eure Gegenwart ist bei einer kleinen Unterhaltung nötig, die der Mittagstafel folgen soll, liebster Sir Francis«, rief Madame Bonaventure, sich ihm nähernd, »und da Ihr eine Hauptrolle darin habt, so kann ich Eurer keineswegs entbehren.«

»Niemand kann Eurer entbehren, liebster Sir Francis, « fielen mehrere Stimmen verächtlich ein. »Ihr müsst noch ein wenig länger bei uns bleiben.«

»Aber ich will nicht bleiben – ich will mich nicht zurückhalten lassen. Es ist eine Verschwörung gegen mich im Werk. Ich will Euch alle vor Gericht ziehen, wenn Ihr mich hindert, hinaus zu gehen«, rief der Ritter in gemischter Wut und Schrecken. »Haltet mich zurück auf Eure Gefahr, Ihr unverschämter gascognischer Schurke.«

»Hörner des Teufels! Nicht mehr ein Schurke, als Ihr selber, gemeiner Wucherer!«, rief Cyprien.

»Lasst ihn, Cyprien«, rief Madame Bonaventure, »der höfliche Ritter wird meinen Bitten nachgeben und aus eigenem freien Willen dableiben.«

»Ich habe Geschäfte, die mich abrufen. Ich muss durchaus gehen«, sagte Sir Francis, welcher versuchte, sich an ihnen vorbei zu drängen.

»Lasst die Tür schließen«, rief eine gebieterische Stimme von dem oberen Tisch her. Der Befehl wurde augenblicklich befolgt. Zwei Diener stellten sich vor den Ausgang hin und Sir Francis bemerkte, dass er gefangen war. Das Zimmer ertönte von dem Gelächter und dem Spott der Gäste.

»Ich bemerke, dies ist ein schlechter Spaß, meine Herren. Ihr wart entschlossen, mich zur Zielscheibe Eurer Scherze zu machen, ha! Ha!«, sagte Sir Francis, indem er versuchte, seine Unruhe durch einen Schein der Nachlässigkeit zu verbergen. »Aber Ihr werdet den Scherz nicht zu weit treiben und mich misshandeln. Mein Gefährte, Sir Giles Mompesson, wird sogleich hier sein und jede Beleidigung, die mir wiederfährt, zu rächen wissen.«

»Sir Giles wird ungeduldig von uns erwartet«, sagte ein geputzter junger Mann in der Nähe. »Madame Bonaventure hatte uns auf seine Erscheinung vorbereitet. Wir wollen ihn willkommen heißen, wie er es verdient.«

Ah, Verräterin! Da war also alles verabrede, dachte Sir Francis, und ich blinde Eule bin in die Falle gegangen.

Aber der arme Ritter geriet fast aufs Äußerste vor Schrecken, als er Lord Roos seinen Platz am oberen Tisch verlassen und sich ihm nähern sah.

Siebtes Kapitel

Wie Lord Roos Sir Francis Mitchells Unterschrift erhielt

»Was, mein Fürst, der Wucherer«, rief Lord Roos in scherzendem Ton, »mein würdiger Geldverleiher, der niemals mehr als hundert Prozent Zinsen nimmt und mit weniger nicht zufrieden ist; der niemals mehr fordert, als die Verschreibung verspricht – wenn nicht mehr zu haben ist; der nie einen harten Handel mit einem bedürftigen Mann macht, wie er selber sagt; der nie einen Schuldner verfolgt, wie die Gefängnisse beweisen können; der gerecht ist in all seinen Verhandlungen – wie jeder bezeugen wird, der nur einmal mit ihm zu tun gehabt hat; und der nicht lügt und betrügt, wie andere Wucherer dies tun.«

»Ihr beliebt zu scherzen, Mylord«, entgegnete Sir Francis.

»Gewiss«, sagte Lord Roos, »denn ich achte Euch wegen Eurer seltenen Eigenschaften. Ich kenne nicht Euresgleichen an List und Schurkerei. Eure boshaften Pläne sind so gut ausgedacht, dass sie beweisen, dass Ihr eine große Anlage zum Schurken habt. Gewissenskrupel habt Ihr keine und Rücksichten und Gefühle, welche weniger verhärtete Männer als Ihr möchtet bewegen können, haben keinen Einfluss bei Euch. Einen Menschen zu Grunde zu richten, ist für Euch bloßer Zeitvertreib, und das Seufzen der Unterdrückten ist Musik für Eure Ohren!«

»Aha! Ein guter Scherz! Ihr seid immer sehr spaßhaft, wenn Ihr mit mir redet, Mylord.«

»Ja, als ich Geld von Euch borgte, aber nicht, als ich es zwei Mal zurückzahlen musste. Damals lachte ich nicht, sondern war töricht genug, Euch zu drohen, Euch das Leben zu neh-

men. Mein Zorn ist jetzt vorüber. Aber wir müssen miteinander trinken – einen kräftigen Toast.«

»Nach Eurer Herrlichkeit Belieben«, versetzte Sir Francis.

»Cyprien eine Flasche Wein und deinen größten Becher«, rief Lord Roos. »Es ist gut! Nun schenkt ein. Tut mir Bescheid in diesem Becher, Sir Francis!«

»Was! In diesem mächtigen Becher, Mylord?«, versetzte der Ritter. »Nein, es ist zu viel für mich. Wenn ich betrunken werde, liegt die Sünde vor Eurer Tür.«

»Hinunter damit, ohne Weiteres! Und möge der Toast sein, was Ihr treibt: Plünderung und Erpressung!«

»Den Toast kann ich nicht trinken, Mylord. Ich werde daran ersticken.«

»Zum Henker! Schurke, Ihr sollt es oder Ihr werdet nie einen Tropfen Wein mehr trinken. Hinunter damit! Und nun Eure Unterschrift unter dieses Papier!«

»Meine Unterschrift!«, rief Sir Francis, von der Wirkung des Weines taumelnd. »Nein, Mylord, ich kann nichts unterzeichnen, was ich nicht gelesen habe. Was ist es?«

»Ein weißes Blatt Papier«, versetzte Lord Roos. »Ich will es später ausfüllen.«

»Dann muss ich es verweigern, Mylord – das heißt, ich lehne es ab – das heißt, ich möchte es lieber nicht, wenn es Eurer Herrlichkeit belieben möchte.«

»Aber meiner Herrlichkeit beliebt es anders. Gebt ihm Feder und Tinte und setzt ihn an den Tisch.«

Dies geschah und Sir Francis sah das Papier mit verschwommenen Augen an.«

»Nun schreibt Euren Namen dort unten auf das Blatt«, rief Lord Roos.

»Dies ist Zwa... Zwa... Zwang, und ich pro... pro... pro-

testiere dagegen.«

»Unterzeichnet, sage ich!«, rief der junge Edelmann, gebieterisch auf den Tisch schlagend.

Hierauf schrieb Sir Francis seinen Namen auf die angedeutete Stelle.

»Genug!«, rief Lord Roos, ihm das Papier entreißend. »Dies ist alles, was ich wollte. Nun setzt ihn auf den Tisch, damit sein Kumpan ihn sogleich sehen möge, wenn er ankommt. Es wird ihm einen Vorgeschmack von dem verleihen, was er selber zu erwarten hat.«

»Was wollt Ihr, Schur... Schurken? Dies ist eine Behandlung, der ich mich nicht unterwerfen werde«, rief Sir Francis, der nun zu weit weg war, um Widerstand zu leisten.

Es fand sich ein lederner Gürtel, womit man ihn an den Stuhl festband, um ihn zu verhindern herunterzugleiten. In diesem Zustand wurde er auf den Tisch gehoben und mit dem Gesicht zur Tür gesetzt. Er erschien völlig wie das Bild der Trunkenheit, indem sein Kopf sich auf die eine Seite neigte, seine Arme nutzlos niederhingen und seine dünnen Beine sich untätig ausstreckten. Nachdem er einige unzusammenhängende Entgegnungen gemacht hatte, verstummte er gänzlich und schien eingeschlafen zu sein. Seine Erhebung wurde von der ganzen Gesellschaft mit lautem Gelächter begrüßt.

Wenige Minuten nach diesem Vorfall und nachdem die Gäste kaum einen Becher geleert hatten, hörte man eine laute und gebieterische Aufforderung an der Tür. Das Geräusch erweckte selbst den armen Trunkenbold auf seinem Stuhl, der seinen Kopf erhob und mit leeren Augen um sich blickte.

»Lasst die Tür öffnen«, rief dieselbe gebieterische Stimme, welche vorher die Tür zu schließen befohlen hatte.

Der Befehl wurde befolgt, und bei tiefem Schweigen, welches plötzlich auf das Klirren der Gläser und die Ausdrücke der Heiterkeit folgte, trat Sir Giles Mompesson, von einer Söldnerschar begleitet, herein.

Schwarz gekleidet, wie es seine Gewohnheit war, einen Samtmantel um seine Schultern und einen langen Degen an der Seite, kam er mit gemessenem Schritt und sicherem Benehmen näher. Obwohl er notwendig von der Gesellschaft, die er dort fand, überrascht sein musste, da sie so viel zahlreicher und glänzender war, als er hatte erwarten können, so zeigte er doch keine Verlegenheit. Sein rasches Auge entdeckte Sir Francis sogleich. Er erriet augenblicklich, warum der arme Ritter auf so skandalöse Weise behandelt worden sei, aber er gab kein Missfallen zu erkennen und nahm keine Notiz von dem Umstand, den er zu berücksichtigen dachte, wenn sein erstes Geschäft beendet sei. Sein Gesicht möchte sich noch verdunkelt haben, aber es war schon so streng und düster, dass keine Veränderung daran zu erkennen war, wenn nicht vielleicht in den sprühenden Blicken, die er um sich warf, als suche er jemand, den er sogleich wegen der Beleidigung zur Rechenschaft ziehen könne. Aber niemand schien bereit, auf die Herausforderung zu antworten. Obwohl kühn genug, ehe er kam, und prahlend, was sie tun wollten, sahen alle erschrocken aus bei seiner Gegenwart und wendeten ihren Blick von ihm ab. Der Mann hatte in der Tat etwas so Furchtbares, dass es mehr eine Sache der Klugheit als der Feigheit war, einen Streit mit ihm zu vermeiden. Bei gegenwärtiger Gelegenheit wollte ihn niemand zuerst reizen, denn jeder verließ sich auf seinen Nachbarn, dass er den Angriff beginnen werde oder erwartete den allgemeinen Ausbruch.

Eine Ausnahme gab es indessen, und das war Jocelyn Mouchensey, welcher den forschenden Blicken des Sir Giles begegnete, anstatt denselben auszuweichen.

Als des Ritters Adlersauge die Tafel überschaute und auf ihn fiel, stand der junge Mann, ungeachtet der Bemühungen seines friedlichen Nachbarn in dem Pelzrock, ihn zurückzuhalten, plötzlich auf, drückte alle Verachtung und allen Trotz, die ihm zu Gebote standen, in seinem Gesicht aus und erwiderte Mompessons Blick mit einem ebenso wilden und drohenden Blick.

Ein bitteres Lächeln verzog die Lippe des Sir Giles bei dieser Erwidrerung seiner Herausforderung und er sah den jungen Mann starr an, als wollte er die Züge desselben seinem Gedächtnis einprägen. Vielleicht erinnerten sie ihn an Mouchenseys Vater, denn Sir Giles wendete auf eine Sekunde seinen Blick ab, um nachzudenken, und sah dann Jocelyn wieder mit frischer Neugierde an.

Wenn er irgendeinen Zweifel hegte, wen er vor sich habe, so wurde derselbe durch Sir Francis entfernt, welcher hervorstotterte: »Er ist es, Sir Giles - es ist Jocelyn Mouchensey.«

»Ich dachte es mir«, murmelte Sir Giles. »Einen Augenblick, junger Mann«, rief er, eine gebieterische Bewegung mit der Hand machend, »Ihr werdet auch sogleich an die Reihe kommen.«

Und ohne weiter auf Jocelyn zu achten, der allen Bitten seines Nachbarn, sich niederzusetzen, widerstand, näherte sich Sir Giles der Mitte des Zimmers, wo er stehen blieb und seinen Hut abnahm, da er bisher bedeckt gewesen war.

In dieser Stellung sah er einem Großinquisitor, von seinen Söldnern begleitet, ähnlich.

Achtes Kapitel

Von Lupo Vulp, Kapitän Bludder, Clemens Lanyere und den anderen Söldnern des Sir Giles

Dicht hinter Sir Giles und ein wenig vor den übrigen Söldnern stand der Notar Lupo Vulp.

Lupo Vulp war der vertraute Ratgeber unserer beiden Erpresser, an welchen sie sich bei allen ihren boshaften Plänen wendeten. Er war es, der ihre Kontrakte und Vollmachten ausfertigte und ihren unrechtmäßigen Gewinn zu übertriebenen Zinsen unterbrachte. Lupo Vulp war in jeder Hinsicht seiner Beschützer würdig, denn er war ebenso ränkevoll und gewissenlos, wie sie, während er zu gleicher Zeit besser mit den gerichtlichen Ränken und Listen vertraut war, sodass er ihnen in jeder Verlegenheit Rat erteilen konnte. Es war schwer, ein Gesicht zu finden, welches mehr List und Schurkerei zeigte als das des Lupo Vulp. Ein höhnisches Lächeln umschwebte seinen Mund, der mit zwei Reihen der schärfsten und weißesten Zähne versehen war. Seine Züge waren spitz, seine Augen klein und weit auseinander, von hellgrauer Farbe und mit aller Schlaueit eines Fuchses in ihren verstohlenen Blicken. Seine große Ähnlichkeit mit jenem listigen Tier hätte einen Physiognomiker auffallen müssen. Sein Kopf war gleich dem eines Fuchses gestaltet und sein Haar und Bart von rötlich gelber Farbe. Sein Benehmen war lauernd und argwöhnisch, als fürchte er einen Schlag von jeder Hand. Doch Lupo Vulp konnte bei Gelegenheit seine Zähne zeigen und zuschnappen. Er trug ein rötlich braunes, eng anliegendes Wams, gelbe Beinkleider und lange Strümpfe von derselben Farbe. Ein kurzer brauner Mantel

und eine Mütze von Fuchsfell vollendeten sein Kostüm.

Der Anführer des Trupps war Kapitän Bludder, ein mächtiger Eisenfresser mit wildem Schnurrbart und feuerrotem Kinnbart, der wie ein Spaten geschnitten war. Er trug einen spitz zulaufenden Hut mit einer Agraffe, Jacke und Stiefeln von Büffelleder und einen Degen und einen kleinen Schild an seinem Gürtel. Außerdem hatte er dort ein Paar lange Pistolen stecken. Der Kapitän trank wie ein Fisch und prahlte und fluchte wie zwanzig Soldaten zugleich.

Der übrige Trupp bestand aus den Söldnern – rüstigen Kerlen mit Haken an den Enden ihrer Stäbe, um damit einen Flüchtling zu fangen oder ihn mit sich fortzuschleppen, wenn sie ihn gefangen hatten. Unter diesen waren auch einige mit Partisanen bewaffnet. Es herrschte keine Gleichförmigkeit der Ausrüstung unter dem Trupp, denn jeder bewaffnete sich, wie es ihm gefiel. Einige trugen alte lederne Jacken und Brustharnische, einige Wämser aus der Zeit der Elisabeth und weite Beinkleider, die schon manche vor ihnen getragen hatten, andere Schifferhosen, während die Ärmern rostfarbige Röcke von Taffet oder anderem Seidenzeug, ehemals mit Samt oder Pelz besetzt, trugen, die aber nun zerlumpt und abgetragen waren.

Ihre Hüte und Mützen waren so verschieden wie ihre Kleidung – einige hoch, andere tellerförmig und noch andere mit breitem Rand und an der Seite aufgeschlagen. Überdies hatten alle ein sehr verschiedenes schurkenhaftes Ansehen – den wilden Blick des Banditen, den schlaunen Ausdruck des Gauners und den gemeinen Blick des niedrigen Schuftes. Mehrere von ihnen verrieten durch die Brandmale auf ihren Gesichtern und durch den Verlust der Ohren, dass sie durch die Hände des Büttels gegangen waren.

Unter diesen war einer, dessen Gesicht furchtbarer entstellt war als das seiner Kameraden. Die Nase war aufgeschlitzt und dann wieder zusammengenäht, aber so ungeschickt, dass die getrennten Teile nur unvollkommen vereint waren und der Physiognomie einen verzerrten und abschreckenden Ausdruck verliehen. Clemens Lanyere, der Besitzer dieses grässlich verstümmelten Gesichts, der auch seiner Ohren beraubt und auf der Wange gebrandmarkt war, hatte Schande und Entehrung gelitten infolge der Freiheit, die er seiner Zunge in Hinsicht der Sternkammer gelassen hatte. Er war an jenem Gerichtshof von Sir Giles Mompesson als ein berüchtigter Krakeeler und Verleumder der Richter und der ersten Personen des Reiches verfolgt, als schuldig befunden und demzufolge verurteilt und bestraft worden. Der Gerichtshof zeigte wenig Milde gegen solche Übertreter; aber es war eine Sache der Gnade, dass seine laute Zunge nicht auch herausgerissen wurde, zu der Strafe, die er bereits erduldet hatte. Eine schwere Geldbuße und Gefangenschaft begleiteten die körperliche Strafe. So gänzlich zu Grunde gerichtet, entehrt und eine Zielscheibe des Spottes und Hohnes, wurde Clemens Lanyere, dessen Aussichten einst gut genug gewesen waren, als er noch angenehme Züge besessen hatte, versauert und übelwollend, erbittert gegen die Welt und geriet in Krieg mit der Gesellschaft. Er wurde Denunziant, suchte Klagen und Veranlassungen zur Verfolgung und brachte die Menschen in Verlegenheit, um einen Teil der Strafgeder zu erhalten. Seltsam genug, hängte er sich an Sir Giles Mompesson, der die Ursache all seines Unglücks gewesen war und wurde einer der tätigsten und nützlichsten seiner Anhänger. Man dachte, es könne nichts Gutes aus dieser Verbindung werden. Der Denunziant war-

tete nur seine Zeit ab, um sich gegen seinen Herrn zu empören, gegen den er natürlich eine geheime Rachsucht hegte. Aber wenn es so war, schien Sir Giles keine Furcht vor ihm zu hegen, indem er wahrscheinlich dachte, er könne ihn zu Grunde richten, wenn es ihm beliebe. So wurde wenigstens das Ereignis lange verzögert. Clemens Lanyere fuhr allem Anschein nach fort, seinem Herrn gut und eifrig zu dienen, und Sir Giles gab kein Zeichen des Misstrauens zu erkennen, sondern behandelte ihn vielmehr mit erhöhtem Vertrauen. Der Denunziant war schwarz gekleidet – Mantel, Hut, Wams und Beinkleider waren schwarz. Da sein Einkommen aus seinem niedrigen Geschäft größer war als das seiner Kameraden, so war auch seine Kleidung besser. In seinen Mantel gehüllt, sein verstümmeltes Gesicht mit der Maske bedeckt, die er gewöhnlich trug, hätte der Denunziant für einen Kavalier gelten können, so groß und wohlgebildet war seine Figur und so kühn sein Benehmen. Der gefährliche Dienst, worauf er sich eingelassen hatte, und welcher ihn der Beleidigung und Verspottung aussetzte, machte es nötig, dass er gut bewaffnet war. Dafür trug er immer Sorge.

Zwei oder drei von den Söldnern des Sir Giles müssen zur besonderen Beschreibung hinreichen und nur einige von den Übrigen wollen wir noch mit Namen erwähnen, wie der *starrende Hugo*, ein Kerl von unvergleichlicher Frechheit, *Gib Cat* und *Cutting Dick*, ausschweifende Kerle aus dem Hackbeil in Turnbull Street in der Nähe von Clerkenwell, der alte *Tom Wootton*, einst ein berühmter Herberger herrenloser Männer in seinem Haus an Smarts Quay, aber nun der Offiziant eines Sheriff. Auch müssen wir erwähnen, dass einige Klopffechter und Gauner aus dem Elsass unter dem Befehl des Kapitän Bludder dabei waren, der für ihr gutes Betragen

verantwortlich geachtet wurde.

Dies war die Leibgarde des Sir Giles.

Wir müssen hier bemerken, dass der Vorhang vor dem erhöhten Tisch dichter zugezogen wurde, sodass die Gäste gänzlich verborgen waren. Aber ihre Wichtigkeit war an den Dienern in reichen Livreen zu erkennen, die vor dem Quertisch standen.

Tiefes Schweigen herrschte in der ganzen Versammlung.

Nachdem er, wie oben erwähnt, seinen Hut abgenommen und eine Verbeugung vor der Gesellschaft gemacht hatte, sprach Sir Giles folgendermaßen: »Ich bitte um Verzeihung, würdige Herren«, sagte er in deutlichem und entschlossenem Ton, »wegen dieses Eindringens und bedaure, das Mittel zu sein, Eure Festlichkeit zu stören. Ich kam völlig unvorbereitet hierher, eine solche Versammlung zu finden. Doch wenn ich auch gern eine passendere Gelegenheit zu meinem Besuch gewählt hätte und die schmerzliche Pflicht, die ich zu erfüllen habe, wenn ich dazu imstande wäre, auf eine andere Gelegenheit verschieben würde, so ist doch die Sache zu dringend und gestattet keine Verzögerung. Ihr werdet daher entschuldigen, wenn ich damit fortfahre, ohne auf Eure Gegenwart zu achten. Ich halte mich versichert, es wird keine Unterbrechung stattfinden, da ich mit der königlichen Vollmacht und Erlaubnis handle.«

»Wahrlich, Eure Handlungsweise bedarf der Erklärung«, rief Jocelyn Mouchensey in höhnischem Ton. »Wenn ich nicht hier in London gewesen wäre, würde ich nach Eurem Aussehen und dem Eurer Begleiter glauben, dass wir von einer Bande verzweifelter Straßenräuber überfallen worden sind und dass wir unsere Schwerter ziehen müssten, um unser Leben zu verteidigen und das Haus vor Plünderung zu

schützen. Aber aus dem, was Ihr gesagt habt, schließe ich, dass Ihr der Sheriff seid, der mit seinen Begleitern kommt, um einen Haftbefehl zu vollziehen. So lästig auch die Gegenwart eines solchen Beamten, so ungelegen Euer Besuch und so unmanierlich Euer Benehmen sein mag, so dürfen wir uns Euch doch nicht widersetzen.«

Eine solche Beleidigung wurde selten an Sir Giles gerichtet. Der dadurch verursachte Zorn wurde durch das Gelächter und den Zuruf der Gesellschaft noch erhöht. Dennoch tat er sich Gewalt an und erwiderte in strengem und verächtlichem Ton: »Ich würde Euch auch nicht raten, mich zu belästigen, junger Mann. Das Versehen, welches Ihr hinsichtlich meiner gemacht habt, lässt sich bei Eurer offenbaren Unerfahrenheit verzeihen, da Ihr aus der bäuerlichen Gesellschaft Eurer Provinz zum ersten Mal unter gebildete Herren kommt. Von allen Gegenwärtigen seid Ihr wahrscheinlich die einzige Person, die nicht weiß, dass ich Sir Giles Mompesson bin. Aber es ist kaum wahrscheinlich, dass sie wissen, was ich zufällig weiß, dass der bäuerliche, unverschämte Mensch, welcher wagt, seine Zunge gegen mich zu erheben, der Sohn eines Delinquenten der Sternkammer ist.

Neuntes Kapitel

Die Patentbriefe

Diese Rede brachte einen fast günstigen Eindruck für Sir Giles hervor, aber Jocelyn erlangte seine Gunst bei der Gesellschaft wieder, als er ausrief: »Mein Vater wurde ungerecht verurteilt. Sein Ankläger war ein Schurke und das Urteil ungerecht.«

»Ihr habt Eure eigene Verurteilung ausgesprochen, Jocelyn Mouchensey«, rief Sir Giles mit wildem Lachen. »Zu Eurem Schrecken kann ich Euch sagen, dass der hohe Gerichtshof der Sternkammer bereit ist, die Ehre seiner Urteile aufrechtzuhalten, und dass er immer die, welche dagegen sprechen, mit der größten Strenge bestraft. Ihr habt Euren Skandal öffentlich ausgesprochen.«

»Unbesonnener junger Mann, Ihr habt Euch in der Tat in große Gefahr gebracht«, sagte Jocelyns Nachbar. »Entflieht, wenn Ihr könnt. Ihr seid verloren, wenn Ihr hier bleibt.«

Anstatt aber den freundlichen Rat zu befolgen, würde Jocelyn Sir Giles angegriffen haben, wenn dieser Herr ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte.

Der Ritter benutzte sogleich den erlangten Vorteil. »Tretet vor, Clemens Lanyere«, rief er gebieterisch.

Der Denunziant näherte sich augenblicklich.

»Seht diesen Mann an«, fuhr Sir Giles zu Jocelyn gewendet fort, »und Ihr werdet bemerken, wie die, welche von der Sternkammer übel reden, behandelt werden. Dieses entstellte Gesicht war einst so frei von Makel und Narben wie das Eure und doch ist es wegen eines leichteren Vergehens wie das Eure, wie Ihr seht, mit unauslöschlicher Schande ge-

brandmarkt. Antwortet mir, Clemens Lanyere, und antwortet mir nach Eurem Gewissen: War das Urteil des hohen und ehrenvollen Gerichtshofes gerecht, durch welches Ihr bestraft wurdet?«

»Es war gerecht«, entgegnete der Denunziant, in dem ein dunkles Rot sich über sein grässliches Gesicht verbreitete.

»Und gelinde?«

»Sehr gelinde, denn es ließ meiner bösen Zunge die Fähigkeit der Sprache.«

»Von wem wurdet Ihr vor der Sternkammer verklagt?«

»Von dem, welchem ich jetzt diene.«

»Das heißt, von mir. Hegt Ihr deshalb Groll gegen mich?«

»Ich habe es nie gesagt. Im Gegenteil, Sir Giles, habe ich immer erklärt, ich sei Euch viel Dank schuldig.«

»Den Ihr abzutragen bemüht seid?«

»Den ich abtragen will.«

»Ihr hört, was dieser Mann sagt, Mounchensey?«, rief Sir Giles. »Ihr habt Euch desselben Vergehens schuldig gemacht wie er. Warum solltet Ihr nicht auf gleiche Weise bestraft werden?«

»Wenn ich so bestraft werden sollte, würde ich meinem Ankläger das Herz durchbohren«, entgegnete Jocelyn.

Bei dieser Antwort erhob Lanyere, der bisher seine Augen auf den Boden gerichtet hatte, seinen Blick mit eigentümlichem Ausdruck zu dem Gesicht des Redenden.

»Hm!«, rief Sir Giles. »Ich sehe, ich muss äußerste Mittel bei ihm anwenden. Beobachtet ihn genau, Lanyere, und folgt ihm, wenn er hinausgeht. Spürt ihm bis in seine Höhle nach. Nun zum Geschäft. Gebt mir die Patentbriefe, Lupo«, fügte er zu dem Notar gewendet hinzu, als Lanyere sich entfernte. »Diese Patentbriefe«, fuhr Sir Giles fort, indem er Lupo Vulp

zwei Pergamentrollen, woran große Siegel hingen, abnahm und sie der Versammlung zeigte, »diese königlichen Briefe«, fuhr er in festen und strengen Tönen fort, indem er sich mit trotzigem Blick umsah, »die, wie Ihr seht, das große Siegel und des Königs eigenhändige Unterschrift tragen, meine Herren, bilden die Vollmacht, wonach ich handle. Sie gewähren mir und meinem Partner, Sir Francis Mitchell, die unbeschränkte Macht, allen Schenkwirten und Gastgebern in London Konzessionen zu bewilligen und zu entziehen. Sie geben uns das Recht, zu jeder Zeit in alle Gastwirtschaften und Herbergen einzutreten und sie zu beaufsichtigen, alle ungesetzlichen Spiele, die dort vorgenommen werden, zu verhindern und darauf zu sehen, dass gute Regel und Ordnung erhalten werde.

Es wird auch den Schenkwirten und Gastgebern in London zur Pflicht gemacht, uns Sicherheit für die Beobachtung unserer Regeln und Anordnungen zu gewähren und zwei Bürgen zu stellen. Im Falle einer Übertretung ist es bestimmt worden, dass die eine Hälfte der Strafsumme der Krone und die andere uns zufällt. Ich bitte Euch, meine Herren, leiht mir noch weiter Euer Ohr. Diese königlichen Briefe ermächtigen uns, allen denen Strafen aufzuerlegen, welche unserem Ansehen zuwiderhandeln und sich unseren Ansprüchen widersetzen, und sie ohne weitere Vollmacht, als diese Briefe enthalten, zu ergreifen und ins Gefängnis zu werfen. Kurz, meine Herren«, fuhr er in gebieterischem Ton fort, als verlange er Aufmerksamkeit, »Ihr werdet bemerken, dass die gänzliche Beaufsichtigung aller Gasthäuser, wo aufregende Getränke verkauft werden, uns von Seiner gnädigsten Majestät dem König Jakob übertragen worden ist. Zu dem Zweck hat Seine Majestät uns gänzliche Vollmacht gegeben.

Wollt Ihr diese Briefe ansehen, meine Herren?« fügte er hinzu, indem er sie ihnen vorhielt. »Ihr werdet finden, dass Seine Majestät seine eigene königliche Unterschrift darunter gesetzt hat. Niemand von Euch wird vermutlich die Echtheit bezweifeln?«

Es trat ein tiefes Schweigen ein und dann brach es Jocelyn Mouchensey heraus: »Ich bezweifle es«, rief er. »Ich will nimmer mehr glauben, dass ein König, dem gleich unserem gnädigen Oberherrn, die Wohlfahrt seiner Untertanen am Herzen liegt, den Druck und die Ungerechtigkeit gutheißen werde, wozu diese Vollmacht, wenn sie gewissenlosen Händen anvertraut wird, notwendig führen muss. Ich zweifle daher an der Echtheit der Unterschrift. Wenn sie nicht nachgemacht ist, hat man sie durch Betrug oder Täuschung erlangt.«

Ein Gemurmel des Beifalls folgte auf diese kühne Rede; aber der Herr, der dem jungen Mann schon früher geraten hatte, flüsterte ihm ins Ohr: »Eure unbesonnene Heftigkeit wird Euch zu Grunde richten, wenn Ihr Euch nicht in Acht nehmt. Ohne Zweifel hat Sir Giles die Genehmigung des Königs zu dem, was er tut, und ihn tadeln, heißt die Krone tadeln, und das wird fast für Hochverrat geachtet. Lasst Euch von mir raten, mein guter junger Herr, und mischt Euch nicht mehr in die Sache.«

Sir Giles, der einige Schwierigkeit hatte, seinen Zorn zu unterdrücken, sprach nun: »Ihr habt eine Beschuldigung gegen mich erhoben, Jocelyn Mouchensey«, rief er mit heftiger Wut, »und Ihr sollt genötigt werden, sie ebenso öffentlich zu widerrufen. Einen Beamten der Krone bei Erfüllung seiner Pflicht beleidigen, heißt die Krone selber beleidigen, wie Ihr erfahren werdet. In des Königs Namen befehle ich, Euch ru-

hig zu verhalten, oder ich verhafte Euch augenblicklich in des Königs Namen und verbiete allen, Euch Beistand zu leisten. Ich will nicht so belästigt sein. Von Seiner Majestät zu einem Amt bestimmt, übe ich dasselbe ebenso sehr zum Vorteil der königlichen Schatzkammer wie zu meinem eigenen Vorteil aus. Ich habe die vollkommene Billigung Seiner Majestät zu dem, was ich tue, und mehr bedarf ich nicht. Ich bin keinem Menschen verantwortlich, als dem König«, fuhr er fort, indem er seine Drohungen ebenso wohl an die übrige Gesellschaft als auch an Jocelyn richtete. »Aber ich kam nicht hierher, um Erklärungen zu geben, sondern um zu handeln. Heda! Madame Bonaventure! Wo seid Ihr, Madame? O! Ihr seid da!«

»Bon jour, lieber Sir Giles«, sagte die Wirtin mit tiefer Verneigung. »Was wünscht Ihr von mir, mein Herr? Und welcher Veranlassung habe ich die Ehre dieses Besuches zuzuschreiben?«

»Still, Madame. Ihr wisst sehr wohl, was mich in dieser Begleitung hierher führt«, entgegnete er. »Ich komme infolge einer Mahnung hierher, die ich Euch vor einem Monat erteilte. Ihr werdet nicht leugnen, sie erhalten zu haben, da der Offiziant, der sie Euch einhändigte, hier zugegen ist.«

Er deutete auf Clemens Lanyere.

»*Au contraire*, Sir Giles«, versetzte Madame Bonaventure. »Ich gebe gern zu, eine schriftliche Botschaft von Euch erhalten zu haben, die, wenn auch kaum verständlich für meine Einsicht, nicht so angenehm abgefasst zu sein schien, wie ein *billet-doux*.

Mais ma foi! Ich legte derselben wenig Wichtigkeit bei. Ich hielt es nicht für möglich, und halte es auch jetzt nicht für möglich«, fügte sie mit bezauberndem Lächeln hinzu, wel-

ches für Sir Giles gänzlich verloren war, »dass Ihr so strenge Maßregeln gegen mich anwenden solltet.«

»Meine Maßregeln mögen Euch streng erscheinen, Madame«, versetzte Sir Giles kalt, »aber ich bin bevollmächtigt dazu – ja, ich sehe mich dazu genötigt. Da Ihr die geforderte Genugtuung nicht geleistet habt, so habt Ihr Euch selber des Schutzes beraubt, den ich Euch gewähren wollte. Ich bin jetzt nur Euer Richter. Die Strafen für Eure Nachlässigkeit sind Folgende: Eure Konzession wurde schon vor einem Monat aufgehoben, denn die Ankündigung besagte ausdrücklich, dass sie Euch entzogen werden sollte, wenn nicht gewisse Bedingungen erfüllt würden. Folglich, da Ihr seit jener Zeit verzollbare Getränke ohne gesetzliche Erlaubnis verkauft habt, so unterliegt Ihr einer Geldstrafe von hundert Mark täglich, was eine Totalsumme von dreitausend Mark macht, die Ihr zum Teil Seiner Majestät und zum Teil den Repräsentanten Seiner Majestät schuldig seid. Diese Summe fordere ich jetzt.«

»Ah, *mon Dieu!* Dreitausend Mark!«, schrie Madame Bonaventure. »Welche Räuberei ist dies! Welche Barbarei! Es ist mein Untergang – mein völliger Untergang! Ich kann ebenso gut mein Haus ganz schließen und in mein schönes Vaterland zurückkehren. So wahr ich ein redliches Weib bin, Sir Giles, ich kann es nicht bezahlen. Daher ist es von Eurer Seite völlig nutzlos, eine solche Forderung zu machen.«

»Ihr schützt Unfähigkeit zu zahlen vor, Madame«, entgegnete Sir Giles. »Ich kann es Euch nicht glauben, da ich einige Kenntnis von Euren Mitteln habe. Dennoch will ich Euch mit einer Regel bekannt machen, die auf Euren Fall anwendbar ist. *Quod non habet in aere, luet in corpore*, ist ein Beschluss der Sternkammer und bedeutet, denn ich erwarte nicht, dass Ihr

Latein versteht, dass der, welcher nicht mit der Börse zahlen kann, die Strafe an seinem Körper abbüßen muss. Da Ihr wisst, was Ihr in beiden Fällen zu erwarten habt, so mögt Ihr Eure Wahl treffen. Ihr könnt mir danken, dass Ihr nicht sogleich, wie ich die Macht gehabt hatte, zu drei Monaten Gefängnis in Wood Street verurteilt worden seid.«

»Ah! Sir Giles, welche schreckliche Idee. Sie sind schlimmer als ein Wilder, von einem so ekelhaften Gefängnis mit mir zu reden. Ah, mein Gott! Was wird aus mir werden! Ich wollte, ich wäre wieder in meinen lieben Bordeaux!«

»Ihr werdet Gelegenheit haben, jene schöne Stadt wiederzusehen, Madame, denn Ihr werdet nicht länger imstande sein, Euer Geschäft zu betreiben.«

»Himmel! Sir Giles! Was meint Ihr?«

»Ich meine, Madame, dass Ihr auf den Zeitraum von drei Jahren der Erlaubnis, eine Gastwirtschaft zu betreiben, verlustig erklärt werdet.«

Madame Bonaventure schlug ihre Hände zusammen und schrie laut: »Habt Mitleid, Sir Giles, habt Mitleid!«

Der unerbittliche Ritter schüttelte den Kopf. Das leise Gemurmel des Unwillens der Gesellschaft, welches, während dieses Zwiegesprächs zugenommen hatte, wurde nun laut.

»Ein höchst skandalöses Verfahren!«, rief einer.

»Uns der besten französischen Wirtstafel zu berauben!«, rief ein Zweiter.

»Schändlicher Erpresser!«, schrie ein Dritter.

»Wir wollen keine solche Ungerechtigkeit gestatten. Lasst uns selber das Gesetz ausüben und die Frage beseitigen!«, rief ein Vierter.

»Ja! Nieder mit dem Ritter!«, fügte ein Fünfter hinzu.

Aber Sir Giles blieb völlig unbewegt bei dem um ihn herr-

schenden Sturm und lachte über diese Drohungen, indem er sich damit begnügte, Captain Bludder einen Wink zu geben, sich in Bereitschaft zu halten.

»Lasst das, Ihr Herren«, donnerte er endlich. »Des Königs Vollmacht muss respektiert werden!«

Wieder bat Madame Bonaventure um Mitleid, aber vergebens. Sie fasste seinen Arm und tat, als wollte sie vor ihm niederknien; aber er schüttelte sie kalt von sich.

»Ihr seid ohne Zweifel eine höchst reizende Frau«, sagte er sarkastisch, »und einige Männer möchten Euch unwiderstehlich finden; aber ich bin aus keinem so weichen Stoff gebildet und Ihr könnt Euch die weitere Mühe ersparen, denn alle Eure Überredungsgabe wird bei mir vergebens angewendet sein. Ich erneuere meine Frage – und zwar zum letzten Mal. Zwingt mich nicht, zu äußersten Mitteln zu greifen. Es würde mir leid sein«, fügte er mit bitterem Lächeln hinzu, »eine so hübsche Frau gleich einem gemeinen Schuldner durch die Straßen ins Gefängnis schleppen zu müssen.«

»Gnade! Gnade! Sir Giles«, rief Madame Bonaventure. Dann fügte sie in verändertem Tone hinzu, als sie bemerkte, dass er unbeugsam blieb: »Ich werde mich nimmermehr lebendig einer solchen Schmach fügen!«

»Wir alle wollen Euch beschützen, Madame«, riefen die Gäste einstimmig. »Lasst ihn Hand an Euch legen, und er soll sehen!«

Sir Giles sah sich nach seinen Söldnern um.

Alle näherten sich ihm auf einmal. Zu gleicher Zeit sprang Jocelyn Mouchensey, den keine Bemühungen des freundlich gesinnten Herrn zurückhalten konnten, vorwärts. Sein Schwert ziehend kam er gerade zur rechten Zeit, um sich vor Madame Bonaventure hinzustellen, als sie sich hastig zu-

rückzog.

»Habt keine Furcht, Madame, bei mir seid Ihr sicher«, sagte der junge Mann, zornig den Ritter und seinen Trupp ansehend.

Die größte Verwirrung herrschte nun im Zimmer. Noch andere Schwerter wurden gezogen und mehrere von den Gästen stiegen auf die Bänke, um die Szene zu übersehen. Cyprien und die übrigen Kellner und Diener des Hauses stellten sich hinter ihre Gebieterin, bereit, sich jedem Versuch der Söldner zu widersetzen, sich ihrer zu bemächtigen. Der Vorhang am oberen Ende des Zimmers wurde teilweise auf die Seite gezogen und zeigte, dass die ausgezeichneten Personen an dem oberen Tisch gleich aufgeregt waren.

»Meine Herren«, sagte Sir Giles, bei dem Tumult seine vollkommene Ruhe behauptend, »ein Wort mit Euch, ehe es zu spät ist. Ich wende mich nicht an Euch, Jocelyn Mounchensey, denn Ihr verdient keine freundliche Rücksicht – aber allen anderen möchte ich raten, sich vorzusehen und sich nicht zu widersetzen. Liefert mir dieses Weib aus!«

»Ich will lieber auf der Stelle sterben, als dass Ihr ausgeliefert werden sollt«, sagte Jocelyn, die Wirtin ermutigend, die sich an seinen freien Arm hing.

»Oh! merci! Grand merci, mon beau gentilhomme!«, rief sie. »O Dank, vielen Dank, mein schöner Herr!«

»Und soll ich denn verstehen, dass Ihr mich verhindern wollt, an der gesetzlichen Ausführung meiner Vorsätze, meine Herren?«, fragte Sir Giles.

»Wir wollen eine ungesetzliche Verhaftung verhindern«, entgegneten mehrere Stimmen.

»So sei es«, sagte der Ritter, »ich stehe nicht für die Folgen.« Dann wendete er sich zu seinen Begleitern und fügte

hinzu: »Meine Leute, bemächtigt Euch auf jede Gefahr der Person der Dameris Bonaventure und führt sie in das Gefängnis. Zu gleicher Zeit verhaftet den jungen Mann neben ihr – Jocelyn Mouchensey mit Namen – welcher eine verräterische Sprache gegen unseren Herrn und König geführt hat. Ich will Euch sogleich sagen, wie Ihr mit ihm zu verfahren habt. Befolgt sogleich meinen Befehl.«

Aber ehe der Befehl befolgt werden konnte, rief die gebieterische Stimme, die man schon vorher vom oberen Tisch her gehört hatte: »Halt!«

Sir Giles hielt inne, sah sich eine Minute lang unentschlossen um und wies dann seine Söldner durch eine Bewegung der Hand zurück.

»Wer ist es, der die Ausübung des Gesetzes verhindern will?«, sagte er mit dem Blicke eines Tigers, dem man einen Knochen entrissen hat.

»Einer, dem Ihr notwendig gehorchen müsst, Sir Giles«, versetzte Lord Roos, von dem oberen Tisch her auf ihn zukommend. »Ihr habt unbewusst eine Rolle in einer Komödie gespielt, und zwar sehr gut, aber es ist Zeit, das Stück zu Ende zu bringen. Wir nähern uns fast den Grenzen der Tragödie.«

»Ich verstehe Euch nicht, Mylord«, entgegnete Sir Giles. »Ich unterscheide nichts Komisches in der Sache, wenn auch viel Wichtiges.«

»Ihr habt die Komödie nicht bemerkt, weil es ein Teil unseres Planes war, Euch in der Dunkelheit zu erhalten, Sir Giles.«

»So! Hier ist also ein Plan im Werk, Mylord? Ha!«

»Ein kleines Komplott, nichts weiter, Sir Giles, bei dessen Ausführung Euer würdiger Partner Sir Francis Mitchell we-

sentlich geholfen hat.«

»Ha!«, rief Sir Giles, seinen Partner ansehend, der noch seine erhöhte Stellung auf dem Tisch behauptete, »so habe ich Euch vermutlich für die Schmach zu danken, Mylord, die man meinem Freund angetan hat?«

»Wie Ihr wollt, Sir Giles«, entgegnete Lord Roos nachlässig. »Ihr nennt es eine Schmach; aber meiner Meinung nach ist das Beste, was man mit einem Mann tun kann, dessen Kopf so vom Wein schwindelt, dass seine Beine ihn nicht aufrecht halten wollen, ihn an einen Stuhl festzubinden. Er kann sonst seine Würde aufopfern und unter den Tisch rollen. Aber lassen wir das jetzt. Ehe Sir Francis gänzlich vom Wein überwältigt war, hatte er die Güte, mir seine Unterschrift zu geben. Ihr saht, wie er es tat hatte, meine Herren?«, fügte er hinzu, indem er sich an die Gesellschaft wendete.

»Ja, ja, wir sahen, wie er sie schrieb!«, war die allgemeine Antwort.

»Und zu welchem Zweck geschah es, Mylord?«, fragte Sir Giles finster.

»Um mich in den Stand zu setzen, eine Quittung über Eure vereinten Ansprüche an Madame Bonaventure auszufertigen«, versetzte der unerschütterliche junge Edelmann. »Ich habe es getan, Sir Giles, und hier ist sie. Ich habe auch Sorge getragen, ihre Konzession zu erneuern, sodass sie keine Strafen wegen Vernachlässigung treffen können. Nehmt, Madame Bonaventure«, fuhr er fort, indem er ihr das Papier einhändigte. »Es ist eine vollständige Quittung.«

»Und denkt Ihr, Mylord, dass dieser leere Kunstgriff, um keinen härteren Ausdruck anzuwenden. Euch etwas helfen wird?«, rief Sir Giles verächtlich. »Ich werde die Sache so gleich beseitigen.«

»Ich bitte um Verzeihung, Sir Giles. Ihr werdet dergleichen nicht tun.«

»Und wer wird mich hindern? Ihr, Mylord?«

»Ja, ich, Sir Giles. Fahrt fort auf Eure Gefahr.«

Die Zuversicht des jungen Edelmannes machte seinen Gegner stutzig.

Er muss jemand haben, der ihn unterstützt, sonst würde er nicht so zuversichtlich sein, dachte er. Wessen war die Stimme, die ich hörte? Sie tönte gleich – einerlei, man muss vorsichtig sein.

»So haltet Ihr Euch also durch die Handlungen Eures Partners nicht gebunden, Sir Giles?«, fragte Lord Roos.

»Ich leugne, dass dies seine Handlung ist«, versetzte der Ritter.

»Befragt ihn lieber sogleich darüber«, sagte Lord Roos.

»Lasst ihn frei, Cyprien.«

Der Gascogner tat, wie ihm geboten wurde, und mithilfe seiner Dienstgenossen half er Sir Francis vom Tisch. Zur Überraschung der Gesellschaft schwankte der Ritter dann ohne Unterstützung herbei und würde Sir Giles umarmt haben, hätte ihn dieser nicht mit Verachtung von sich gestoßen.

»Welche Torheit ist dies, Sir Francis?«, rief Sir Giles zornig. »Ihr habt Euch auf seltsame Weise vergessen – es scheint, Ihr seid von Sinnen!«

»Nicht im Geringsten, Sir Giles – nicht im Geringsten. Ich war nie mehr mein eigener Herr, wie gegenwärtig, und das will ich Euch beweisen.«

»So beweist es denn, indem Ihr erklärt, wie Ihr dazu kamt, dieses Papier zu unterzeichnen. Ihr konntet mir doch nicht entgegen handeln wollen?«

»Das wollte ich gerade«, entgegnete Sir Francis, der sich sehr beleidigt fühlte. »Ich wollte Euch entgegen handeln, als

ich das Papier unterzeichnete, und will es noch jetzt.«

»Zum Henker! Hartgesottener Tor, Ihr arbeitet ihnen ja in die Hände!«

»Ich gebe Euch den hartgesottenen Toren zurück, Sir Giles. Ich bin so nüchtern, wie Ihr. Ich habe das Papier unterschrieben und bleibe bei dem, was es enthält.«

»So beabsichtigt Ihr also, Madame Bonaventure frei ausgehen zu lassen? Bedenkt, was Ihr sagt!«

»Es ist unnötig zu bedenken. Ich habe es immer beabsichtigt.«

»Tausend Dank, Sir Francis!«, rief die Wirtin. »Ich wusste wohl, dass ich einen vortrefflichen Freund an Euch habe.«

Der verliebte Ritter ergriff die Hand, die sie ihm hinreichte. Als er sie aber küssen wollte, fiel er bei dem Gelächter der Gesellschaft auf den Boden nieder.

»Ihr seid jetzt überzeugt, nicht wahr, Sir Giles?«, fragte Lord Roos.

»Ich bin überzeugt, dass Sir Francis hintergangen worden ist«, versetzte er, »und dass er, wenn sein Gehirn wieder frei vom Weindunst ist, seine Torheit bitter bereuen wird. Aber selbst seine Freisprechung wird ungenügend sein. Wenn sie auch mich bindet, wird sie doch die Krone nicht binden, die ihre Ansprüche dennoch geltend machen wird.«

»Das werde ich der rechtmäßigen Autorität zu entscheiden überlassen«, versetzte Lord Roos sich zurückziehend.

Als er sich entfernte, wurde der Vorhang vor dem oberen Tisch völlig weggezogen, sodass die ganze glänzende Gesellschaft sich zeigte, und an der Spitze derselben eine Person, noch viel glänzender und ausgezeichnete als die Übrigen.

»Buckingham!«, rief Sir Giles. »Ich glaubte die Stimme zu

kennen.«

Es war in der Tat des Königs mächtiger Günstling. Prächtig gekleidet, übertraf der Marquis von Buckingham seine Tischgenossen ebenso sehr an Glanz der Kleidung wie an Stattlichkeit des Benehmens und Schönheit der Person. Vom Tisch aufstehend und seinen befiederten mit diamantener Agraffe versehenen Hut mit einer Gebärde, die eines Monarchen würdig war, aufsetzend, während alle Übrigen wie aus Anerkennung seiner höheren Würde unbedeckt blieben, stieg er hinunter und ging zu der Stelle, wo Sir Giles Mompesson stand. Wir dürfen kaum noch erwähnen, dass Jocelyn Mounchensey nie vorher den stolzen Günstling gesehen hatte; aber man durfte ihm nicht erst sagen, wen er vor sich hatte, so vollkommen entsprach Buckingham den ihm erteilten Beschreibungen. Ein wenig über der gewöhnlichen Größe und bei einer Figur von der vollkommenen Symmetrie besaß er so aristokratische, stolze und schöne Züge, dass man sich unmöglich eine stolzere und edler aussehende Person als den Marquis denken konnte. Sein Kostüm war glänzend und bestand in einem Wams von weißem geschorenem Samt, mit Perlen besetzt, welches ihm bewundernswürdig stand. Um seine Schultern trug er einen Mantel von blassblauem Samt; sein Hals war von einem niederfallenden Band umgeben, und seidene Beinkleider von derselben Farbe wie das Wams vollendeten sein Kostüm. Seine Haltung war außerordentlich würdevoll, aber sein Wesen wäre einnehmender gewesen, wenn es weniger gebieterisch und verächtlich geschienen hätte.

Sir Giles machte eine tiefe Verbeugung, als Buckingham sich ihm näherte. Sein Gruß wurde stolz erwidert.

»Ich habe etwas von Eurem Verfahren gegen die Inhaber

von Gasthäusern und Hotels gehört, Sir Giles«, sagte der stolze Marquis, »aber dies ist die erste Gelegenheit, wo ich es habe in Anwendung bringen sehen – und ich muss bekennen, dass Ihr nicht allzu gelinde mit ihnen verfährt, wenn die gegenwärtige Verhandlung als eine Probe von Eurer gewöhnlichen Handlungsweise gelten kann. Die Patentbriefe wurden Euch nicht von Seiner Majestät anvertraut, um seine Untertanen zu Eurem eigenen Vorteil und Nutzen zu belästigen, sondern um der Einwohnerschaft zu nützen, indem Ihr solche Orte in besserer Ordnung erhaltet, als bisher geschehen ist. Ich fürchte, Ihr habt Eure Vollmacht überschritten, Sir Giles.«

»Wenn mich mit Herz und Seele dem Dienst Seiner Majestät zu weihen und die königliche Schatzkammer zu bereichern, meine Vollmacht überschreiten heißt, so habe ich es getan, Herr Marquis – aber nicht anders. Ich habe immer die Würde und das Ansehender Krone aufrechterhalten. Ihr habt eben gehört, dass ich die Ansprüche des Königs geltend gemacht habe, obwohl mein Partner meine eigenen rechtmäßigen Ansprüche aufgegeben hat.«

»Der König gibt im gegenwärtigen Fall seine Ansprüche auf«, entgegnete Buckingham. »Seine aller gnädigste Majestät erteilte mir die Erlaubnis, in dieser Sache ganz nach meinem Gefallen zu handeln, und ich handle, wie ich weiß, dass er gehandelt haben würde.«

Eine Bewegung mit der Hand machend, um anzudeuten, dass er keine Gegenvorstellungen anhören wolle, wendete sich der Marquis an Madame Bonaventure, die sich sogleich vor ihm niederwarf, wie sie es vor dem König würde getan haben, und ihm für seinen Schutz dankte.

»Ihr müsst Lord Roos danken und nicht mir, Madame«,

versetzte Buckingham, indem er sie gnädig vom Boden hob. »Auf die Bitte Seiner Herrlichkeit kam ich hierher. Er nimmt ein lebhaftes Interesse an Euch, Madame.«

»Ich werde Seiner Herrlichkeit ewig dankbar sein«, sagte Madame Bonaventure, indem sie errötend oder ein Erröten affektierend ihre Augen niederschlug«, sowie auch Euch, Monseigneur.«

»Lord Roos behauptete«, fuhr Buckingham fort, »dass ich in den *drei Kranichen* die hübscheste Wirtin und den besten Wein in London finden werde. Auf mein Wort als Cavalier, er hatte in beiden Fällen nicht unrecht. Nie sah ich glänzendere Augen und nie trank ich köstlicheren Rotwein.«

»O Monseigneur! Ihr überschüttet mich mit Gnade. Mein armes Haus kann kaum hoffen, zum zweiten Mal mit Eurer Gegenwart beehrt zu werden, aber sollte es der Fall sein ...«

»So werdet Ihr mich ebenso gut wie heute willkommen heißen. Keine üble Lockung, meinen Besuch zu wiederholen. Sir Giles Mompesson!«

»Herr Marquis.«

»Ich erteile Euch meine Befehle, mein guter Sir Giles, dass Madame Bonaventure nicht weiter belästigt werden soll, sondern dass Ihr einen guten Bericht über ihr Haus erteilt. Entfernt Eure Begleiter augenblicklich.«

»Eure Befehle sollen befolgt werden, Herr Marquis«, versetzte Sir Giles, »aber ehe ich gehe, habe ich eine Verhaftung vorzunehmen. Jener junge Mann«, auf Jocelyn deutend, »hat hochverräterische Reden geführt.«

»Es ist falsch, Herr Marquis«, versetzte Jocelyn. »Seine Majestät hat keinen getreueren Untertanen wie mich. Ich würde mir lieber die Zunge ausschneiden, als gegen ihn sprechen. Ich habe gesagt, dem König werde schlecht gedient

von solchen Beamten, wie Sir Giles Mompesson und Sir Francis Mitchell, und ich bleibe bei meinen Worten. Sie enthalten nichts Nachteiliges für Seine Majestät.«

»Doch scheinen sie die Ansicht anzudeuten, dass Seine Majestät seine Beamten schlecht gewählt habe«, sagte Buckingham, den jungen Mann fest ansehend.

»Nicht so, Herr Marquis. Diese Männer mögen dem König günstig geschildert worden sein, der ohne Zweifel über ihr boshaftes Verfahren in Unkenntnis erhalten wird.«

»Worauf wollt Ihr hinaus, Herr?«, rief Buckingham fast zornig.

»Ich meine, Herr Marquis, dass diese Personen vielleicht die Kreaturen eines mächtigen Edelmannes sind, in dessen Interesse es liegt, ihre ungerechten Handlungen mit einem Mantel zuzudecken.«

»Beim Himmel! Dies scheint eine versteckte Beleidigung zu sein«, rief Buckingham. »Wer ist dieser junge Mann, Sir Giles?«

»Er heißt Jocelyn Mouchensey, Herr Marquis, und ist der Sohn eines alten Baronet aus Norfolk, der, wie Ihr Euch vielleicht erinnert, von dem Gerichtshof der Sternkammer mit einer schweren Geldstrafe belegt und eingekerkert wurde.«

»Ich erinnere mich der Sache und des Anteils, den Ihr und Sir Francis daran hattet, Sir Giles«, entgegnete Buckingham.

»Es ist mir sehr lieb, dies zu hören, Mylord«, sagte Jocelyn. »Ihr werdet Euch daher nicht wundern, wenn ich mich für den tödlichen Feind dieser beiden erkläre.«

»Wir lachen über diese törichten Beschuldigungen«, entgegnete Sir Giles, »und wenn es gestattet wäre«, fügte er, seinen Degen berührend, hinzu, »würde ich ein leichtes Mittel finden, ihn zum Schweigen zu bringen. Aber der tollkühne

Bursche, dessen Gehirn von dem eingebildeten Unrecht verdreht zu sein scheint, ist nicht zufrieden, uns zu schmähen, sondern er erhebt seine Stimme gegen jede Autorität. Er hat verächtlich von der Sternkammer gesprochen – und das, Herr Marquis, ist, wie Ihr wisst, ein Vergehen, welches nicht übersehen werden kann.«

»Es ist mir leid«, versetzte Buckingham, »aber wenn er zurücknehmen will, was er gesagt hat, wenn er Reue zeigt und künftig Besserung verspricht, so will ich meinen Einfluss anwenden, damit ihm nichts zu Leide geschehe.«

»Ich will nimmermehr zurücknehmen, was ich gegen jenes ungerechte Tribunal gesagt habe«, versetzte Jocelyn mit Festigkeit. »Ich will lieber als Märtyrer sterben, wie mein Vater, in der Sache der Wahrheit.«

»Eure Güte ist gänzlich weggeworfen, Mylord«, sagte Sir Giles mit geheimer Freude.

»So bemerke ich«, versetzte Buckingham. »Unser Geschäft ist beendet«, fügte er zu den ihn umgebenden Edelleuten hinzu. »Wir können also zu unseren Barken gehen. Ihr, Mylord«, sagte er zu Lord Roos, »werdet ohne Zweifel dableiben wollen, um den Dank unserer hübschen Wirtin zu empfangen.«

Madame Bonaventure gnädig begrüßend, verließ er in Begleitung eines großen Zuges das Gasthaus, trat unter dem Zurufen der Zuschauer in seine Barke und wurde nach Whitehall gerudert.

Zehntes Kapitel

Die Lehrlinge und ihr Anführer

Während der Marquis von Buckingham und seine Begleitung unter dem Beifall der Menge auf den Landungsplatz zuzogen – denn während des ersten Teils seiner glänzenden Laufbahn war der stolze Günstling außerordentlich beliebt bei der Menge, was wahrscheinlich von den fürstlichen Geschenken herrührte, die er unter sie zu verteilen die Gewohnheit hatte – wurde denen, welche folgten, ein sehr verschiedener Empfang zuteil. Das Hurra und die anderen Ausrufungen der Freude und Begeisterung wurden in Zischen und widerwärtiges Geschrei verwandelt, als Sir Francis Mitchell, von zwei starken Söldnern unterstützt, erschien. Er konnte sich kaum aufrecht halten, als er von ihnen zu der Jolle geführt wurde, die in der Nähe der Treppe auf ihr wartete. Obwohl der Ritter von Kapitän Bludder und seinen Elsässern begleitet wurde, schienen doch mehrere von der Menge nicht geneigt, sich auf Zischen und höhnisches Zurufen zu beschränken, sondern bedrohten ihn mit rauer Behandlung. Sie ihm in den Weg stellend, drohten sie ihm mit den Fäusten und konnten nur mit Gewalt entfernt werden. Kapitän Bludder und seine brüllenden Söldlinge zeigten ihre wildesten Blicke, stießen ihre lautesten Flüche aus, drehten ihre struppigen Schnurrbärte und schlugen an ihre Schwerter, doch hüteten sie sich wohl, ihre Waffen zu ziehen, da sie wohl wussten, dass dies ein Signal zu einer Schlägerei sein und dass man sogleich den Ruf *Knittel* erheben werde.

Unter den Ersten, welche Sir Francis und seiner Begleitung

in den Weg traten, befand sich ein junger Mann von gewandter Gestalt, hellen schwarzen Augen voll Lebhaftigkeit und Schelmerei, mit olivfarbigem Teint und zigeunerartigem Gesicht. Er trug eine eng anliegende braune Friesjacke mit steinernen Knöpfen und purpurrote Beinkleider. Sein Kopf war mit einer Reitermütze bedeckt, vorn mit einer Hahnenfeder versehen. Er war weder mit Schwert noch Dolch bewaffnet, sondern trug einen mächtigen Knittel, die wohlbekannte furchtbare Waffe der Londoner Lehrlinge, in deren Anwendung sowohl zum Fechten als zum Werfen sie außerordentlich geschickt waren. Selbst ein gewandter Fechter hatte einen schweren Stand bei ihnen. Außer diesem kühnen Burschen, den seine Kameraden Dick Taverner nannten, waren noch viele andere da, die, nach ihrer Kleidung und ihren Knitteln zu urteilen zu derselben Bruderschaft gehörten, das heißt, es waren Lehrlinge von Materialhändlern, Tuchhändlern, Bandhändlern, Kürschnern, Eisenhändlern, Goldarbeitern und anderen achtbaren Handwerkern und Gewerbetreibenden.

Dick Taverner hatte einen besonderen Groll gegen unsere beiden Erpresser, denn obwohl er selber als Lehrling eines Buchhändlers am St. Paulskirchhof wenig mit ihnen zu tun hatte, war er doch der Sohn eines Gastwirts – Simon Taverner im *Kaisershaupt* auf Garlick Hill – der erst kürzlich durch ihre übertriebenen Anforderungen zu Grunde gerichtet worden war, den man die Konzession genommen und das Haus geschlossen hatte – genug, um einen weniger kampf lustigen Burschen als Dick, zu reizen, welcher gelobt hatte, das seinem Vater widerfahrene Unrecht bei der ersten Gelegenheit zu rächen. Nun schien die Veranlassung günstig und sie durfte nicht versäumt werden. Dick spielte an dem

erwähnten Tag im Gang hinter den *drei Kranichen* mit einigen Kameraden Kegel und erfuhr von Cyprien, was vorgehe, worauf sich die Gesellschaft entschloss, an der Belustigung teilzunehmen. Sie versprachen dem Kellner, wenn es nötig sei, seine Herrin aus den Klauen ihrer Gegner zu erretten und diese von ihrem Gebiet zu vertreiben. Aber hinsichtlich ihrer waren ihre Dienste nicht erforderlich.

Zunächst entschlossen sie sich, Sir Francis Mitchell in die Themse zu tauchen.

Ihre Maßregeln wurden rasch und mit Vorsicht genommen. Aus einem bogenförmigen Torweg zur Seite des Gasthauses hervorkommend, stellten sich einige von ihnen in der Nähe desselben auf, während die größere Anzahl vor dem Haupteingang ihren Platz einnahm. Im Innern des Hauses wurden Spione aufgestellt, um die Verbindung mit Cyprien zu unterhalten, und Boten ausgeschiedt, um die benachbarten Lehrlinge aus Queenhithe, Thames Street, Trinity Lane, Old Fish Street und Dowgate Hill herbeizurufen, sodass beständig neue Hilfstruppen ankamen. Buckingham nebst den jungen Edelleuten ließen sie natürlich frei passieren und begrüßten sie mit lautem Beifall; aber bald erfuhren die Lehrlinge von ihren Kundschaftern, dass Sir Francis herauskomme. Sie machten sich bereit, um ihn zu empfangen.

Völlig unbekannt mit seiner Gefahr erwiderte der betrunkene Ritter auf den Spott und die Drohungen, die an ihn gerichtet wurden, indem er mit den Fingern vor den Gesichtern seiner Gegner Schnippchen schlug und sie dadurch noch mehr reizte. Wenn er aber nicht um seine Gefahr wusste, so waren doch seine Begleiter nicht unbekannt damit und sie versuchten, ihn rasch mit sich fortzuziehen. Sich heftig ihren Anstrengungen widersetzend, versuchte er sich von

ihnen loszumachen und hielt mehrmals an, bis er genötigt wurde, weiterzugehen. Als er an der Treppe ankam, wollte er nicht ins Boot steigen. Es erfolgte ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und seinen Begleitern. Viele Boote lagen am Ufer und ein Paar Barken waren ganz nahe. Die Bootsleute und Ruderer richteten sich in ihren Fahrzeugen empor und horchten mit großer Belustigung auf das, was vorging.

Hastig die Stufen hinuntersteigend, stellte sich Kapitän Bludder in die Nähe der für den Ritter bestimmten Jolle und rief den anderen zu, die Sache kurz zu machen und ihn herunterzubringen. In diesem Augenblick erteilte Dick Taverner, der als Anführer handelte, den Befehl zum Angriff und in weniger als zwei Minuten wurde Sir Francis von den Händen seiner Söldner denen der Lehrlinge überliefert. Um dies zu bewerkstelligen, war eine kräftige Anwendung von Knittel erforderlich und einige zerschlagene Schädel waren die Folge des Widerstandes, aber der Angriff war vollkommen gelungen. Die Söldner und Elsässer waren geschlagen, die Lehrlinge blieben Herren des Feldes und hatten den Gefangenen in ihrer Gewalt. Von Wut und Erstaunen betäubt, sah Kapitän Bludder zu. Einmal fiel es ihm ein, sein Schwert zu ziehen und an dem Kampf teilzunehmen. Dann aber bemerkte er, dass seine Leute geschlagen waren und entschloss sich zur Flucht. In dieser Absicht war er im Begriff, in die Jolle zu springen, als sein Vorhaben von Dick Taverner und einigen seiner kühnsten Kameraden verhindert wurde, welche die Stufen heruntersprangen und auf ihn zueilten. Der Kapitän hatte schon einen Fuß in der Jolle, und die Bootsleute, die ebenfalls erschrocken waren, versuchten abzustoßen, als die Verfolger in das Boot sprangen, sich der Ruder bemächtigten und Bludder an Händen und Füßen zappelnd in

die Themse warfen, wo er bis an die Schultern einsank, im Morast stecken blieb und kläglich um Hilfe schrie.

Kaum hatten sich die Lehrlinge niedergesetzt, als Sir Francis Mitchell zu ihnen heruntergebracht wurde. Der arme Ritter, der nun die Gefahr bemerkte, worin er sich befand, brüllte ebenso lustig, wie der halb ertrunkene Kapitän, und ebenso vergeblich um Hilfe.

Dem Letzteren blieb es überlassen, für sich selber zu sorgen, aber der Erstere wurde zwanzig bis dreißig Klafter vom Ufer weggerudert, wo man einen starken Strick an seinen Gürtel band und ihn mit dem Kopf voran in den Fluss warf. Nachdem man ihn dreimal untergetaucht und ebenso oft wieder heraufgezogen hatte, schleppte man ihn wieder an Bord und ließ ihn zitternd und bebend in seinen nassen Kleidern im Hinterteil des Bootes sitzen. Das Bad hatte ihn völlig nüchtern gemacht. Er beklagte sich selber bitter und erklärte, wenn er nicht an der Erkältung sterbe, werde er während des Restes seiner Tage von Krämpfen und Rheumatismus geplagt werden. Er wagte nicht, Drohungen gegen seine Verfolger auszusprechen, doch gelobte er sich innerlich, sich an ihnen zu rächen, möge es kosten, was es wolle. Die Lehrlinge lachten über seine Klagen und Dick Taverner sagte ihm, da er das kalte Wasser nicht liebe, hätte er ihr Bier und ihren Wein verschonen sollen. Da er sich aber mit ihren Getränken und mit denen, die sie verkauft hatten, bemengt, so hätten sie ihm einen Geschmack von einem verschiedenen Getränk geben wollen, welches sie allen denen, die sich um ihre Belustigungen kümmerten und die Rechte des Publikums beeinträchtigten, kostenfrei verabreichen wollten. Dick fügte hinzu, sein letztes Untertauchen sei wegen der Aufhebung des *Kaiserhaupts* geschehen, und wenn es nach

seinem Willen gegangen wäre, hätte er ihn mit einem Stein um den Hals unter dem Wasser gelassen.

Als die Maßregel der Wiedervergeltung geschehen war, näherten sich die Lehrlinge wieder der Treppe, wo sie landeten, nachdem sie den Bootsleuten gesagt hatten, die möchten den Ritter zu der Stellen hin rudern, die seiner Wohnung am nächsten sei, welchen Befehl Sir Francis unterstützte, da er weitere Beleidigungen fürchtete. Auch wollte er nicht warten, um Kapitän Bludder mitzunehmen, obwohl dieser ihn lebhaft anflehte, es zu tun, weil er vermöge seiner Anstrengungen immer tiefer in den Schlamm versank und sein bärtiges Kinn und seinen Mund nur eben über dem Wasser halten konnte. Dick Taverner hatte Mitleid mit ihm und warf ihm ein Ruder zu, welches dieser sogleich ergriff und ans Ufer gezogen wurde. Der Eisenfresser stellte einen kläglichen Anblick dar, denn seine unteren Glieder waren mit Schlamm bedeckt, während das Wasser von seinen Kleidern niederströmte wie vom Fell eines Hundes. Sein Hut war den Strom hinuntergetrieben und einen Stiefel hatte er im Morast stecken lassen, während seine lederne Jacke so durchnässt war, das sie wie ein nasser Handschuh an seiner Haut klebte.

Der Anführer der Lehrlinge überließ es ihm, seinen Mantel auszuwringen und seine Kleider zu trocknen, sammelte seine Streitkräfte, verteilte sie fast auf militärische Weise, stellte sich an ihre Spitze und marschierte auf das Gasthaus zu, wo sie ein lautes Geschrei ausstießen. Bisher war ihnen keine Unterbrechung begegnet. Im Gegenteil hatten die Bootsleute und Matrosen ihren Beifall zugerufen und die Menge am Ufer schien ihnen freundlich gesinnt. Aufgeregt von ihrem glücklichen Erfolg, schienen die kühnen Burschen geneigt,

ihr Werk der Wiedervergeltung aufs Äußerste zu treiben und Sir Giles eine angemessene Strafe aufzuerlegen, nachdem sie von ihren Spionen erfahren hatten, dass noch niemand von der Begleitung des Wucherers herausgekommen sei. Sie hielten sich daher ihrer Beute gewiss und entwarfen einen Angriffsplan, als einer von den Spionen die Nachricht brachte, dass eine große Störung im Inneren vorgehe, weil ein junger Herr von Sir Giles und seinen Leuten verhaftet worden sei, und dass Madame Bonaventure augenblicklich ihre Gegenwart wünsche.

Als Dick Taverner dies hörte, rief er: »Zu Hilfe! Ihm zu Hilfe!«

Hierauf stürzte er ins Haus, und die Lehrlinge, welche laut sein Geschrei wiederholten, folgten ihm.

»Par ici, Messieurs! Par ici! Hierher, hierher!«, rief Cyprien, welcher ihnen im Gang begegnete. »Zur Kegelbahn, dort sind sie!«

Aber die Anweisungen des Gascogner waren kaum nötig. Das Schwertergeklirr würde die Lehrlinge schon zu dem Schauplatz des Kampfes geführt haben.

Elftes Kapitel

John Wolfe

Als Jocelyn Mouchensey seine Rechnung verlangte, führte Madame Bonaventure ihn auf die Seite und zeigte durch ihre Blicke, dass sie ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Sie begann damit, ihm zu sagen, er sei herzlich willkommen an ihrer Tafel gewesen, und fügte hinzu, sie betrachte sich als seine große Schuldnerin wegen der Tapferkeit und des Eifers, wo mit er ihr beigestanden hatte.

»Nicht als wäre ich in wirklicher Gefahr gewesen, mein schöner junger Herr«, fuhr sie fort, »obwohl ich mich so stellte, denn ich habe mächtige Beschützer, wie Ihr bemerkt habt. In der Tat war dies alles ein verabredeter Plan zwischen Mylord Roos und seinen edlen Freunden, an den beiden Erpressern eine Wiedervergeltung zu üben, Aber das vermindert meine Dankbarkeit gegen Euch nicht. Ich werde versuchen, es zu beweisen. Ihr seid in größerer Gefahr, wie Ihr vielleicht selber wisst, und ich bin völlig gewiss, dass Sir Giles seine Drohung in Ausführung zu bringen und Euch zu verhaften beabsichtigt.«

Als sie ihn verächtlich lächeln sah, als hege er keine Furcht, fügte sie ein wenig rasch hinzu: »Was wird Eure Tapferkeit gegen so viele nützen, mein schöner Herr? Mein Gott! Nichts. Nein, nein! Ich muss Euch Beistand verschaffen. Glücklicherweise habe ich Freunde zur Hand, die Lehrlinge, große und starke Burschen mit Knitteln. Cyprien hat mir gesagt, dass sie da sind. Ohne Zweifel werden sie Eure Partei nehmen und da wird Sir Giles Euch am Ende doch nicht verhaften.«

Jocelyns Lippen verzogen sich wieder mit demselben verächtlichen Lächeln, wie vorher.

»Ah! Ihr seid zu verwegen!«, rief Madame Bonaventure, seinen Arm berührend. »Setzt Euch hier eine Weile nieder. Ich will Euch das Signal geben, wann Ihr Euch mit Sicherheit entfernen könnt. Bewegt Euch nicht von der Stelle bis dahin. Ihr versteht mich?«

Jocelyn verstand sie nicht deutlich, aber ohne Widerspruch nahm er den ihm angedeuteten Platz ein. Die Stellung war gut gewählt, denn sie setzte ihn in den Stand, die Bewegungen des Feindes zu beobachten und gewährte ihm einen Rückzug durch eine Seitentür, obwohl er natürlich nicht wusste, wohin der Ausgang führen mochte.

Während dies geschah, erteilte Sir Giles Befehle in Betreff seines Gefährten, dessen trunkener Zustand ihn sehr empörte. Infolge seiner Befehle wurde Sir Francis zu dem Landungsplatz geführt, wo ihm das bereits erzählte Missgeschick begegnete. Keinen Augenblick ließ Sir Giles Jocelyn aus den Augen und war bereit, gleich einem Tiger auf ihn loszustürzen, wenn der junge Mann eine Bewegung machen sollte, um sich zu entfernen. Er wartete nur, bis das Gasthaus von der Gesellschaft frei sein werde, um seine Verhaftung zu bewerkstelligen.

Inzwischen näherte sich dem jungen Mann eine andere Person. Dies war der freundliche Fremde in dem Pelzrock und der flachen Mütze, der beim Mittagessen neben ihm saß und der ihn in seiner Verlegenheit nicht verlassen zu wollen schien. Ihn mit großer Freundlichkeit anredend, benachrichtigte ihn dieser würdige Mann, dass er ein Buchhändler namens John Wolfe sei und sein Geschäft am St. Paulskirchhof in dem Zeichen der Bibel und Krone betreibe, wo er froh sein

werde, den jungen Mann zu sehen, wenn es ihm möglich sei, ihn zu besuchen.

»Aber ich kann Euch nicht verbergen, Herr Jocelyn Mounchensey, denn Euer Streit mit Sir Francis Mitchell hat mich mit Eurem Mann bekannt gemacht, dass Eure Unbesonnenheit Euch in drohende Gefahr gebracht hat«, sagte John Wolfe, »sodass für jetzt nur wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass ich imstande sein werde, Euch die Gastfreundschaft zu erweisen, wie ich es wünsche. Sir Giles beobachtet Euch wie ein raubgieriger Geier. Der Himmel schütze Euch vor seinen Krallen! Und nun, mein guter junger Herr, nehmt eine Warnung von mir an, die ich Euch vermöge meiner Jahre und meiner freundlichen Gefühle wohl erteilen darf. Wenn Ihr dieser Gefahr entgeht, wie ich hoffe, so lasst es eine Lehre für Euch sein, Eurer Zunge Gewalt anzutun und sie nicht Eurem Urteil voraneilen zu lassen. Ihr seid viel zu rasch und ungestüm, und vermöge Eurer Torheit – nehmt es mir nicht übel, mein junger Freund, ich kann Eurem Benehmen keine mildere Benennung beilegen – habt Ihr Euch in die Macht Eurer Feinde begeben. Ihr habt nicht nur Sir Francis Mitchell gereizt, dessen Groll leichter aufgereggt als besänftigt wird, sondern Ihr habt auch Sir Giles Mompesson Trotz geboten, der gleich unversöhnlich in seinen Feindschaften ist. Als ob zwei solche Feinde nicht genug wären, müsst Ihr Euch notwendig noch einen dritten machen, der noch gefährlicher ist als beide.«

»Wieso, mein guter Herr Wolfe?«, rief Jocelyn.

»Wen meint Ihr?«

»Wen sollte ich meinen, Herr Jocelyn,« erwiderte Wolfe, »als Lord Buckingham, den Ihr auf unbesonnene Weise beleidigt habt? Wegen der letzten Handlungsweise kann keine

Entschuldigung sein, welche auch wegen der ersteren gelten möge, und es war Wahnsinn, einen Edelmann seines hohen Ranges, der nur den König an Ansehen nachsteht, zu beleidigen.«

»Aber wie habe ich den Marquis beleidigt?«, fragte Jocelyn überrascht.

»Ist es möglich, dass Ihr aufs Geratewohl gesprochen haben könnt und ohne die schwere Bedeutung Eurer eigenen Worte zu wissen?«, erwiderte John Wolfe, ihn genau ansehend. »Es mag so sein, denn Ihr seid offenbar unbekannt mit der Welt. Als Ihr sagtet«, fügte er leiser hinzu, »dass diese beiden abscheulichen Erpresser die Kreaturen irgendeines hohen Mannes wären, der ihre boshafte Handlungen vor dem König entschuldige und einen besseren Bericht von ihnen erstatte, als sie verdienten, da ward Ihr der Wahrheit näher, als Ihr dachtet. Aber es konnte kaum angenehm für den Marquis sein, sich dies ins Gesicht sagen zu lassen, da alle außer Euch wissen, dass er der Mann ist.«

»Himmel!«, rief Jocelyn, »ich erkenne nun den Irrtum, den ich begangen habe.«

»Ein schwerer Irrtum, in der Tat«, erwiderte Wolfe kopfschüttelnd, »und sehr schwer wiedergutzumachen, denn der Vorwand des Nichtwissens wird Euch wohl bei mir, aber schwerlich bei dem Marquis helfen. Er kann auch nur geltend gemacht werden, da er jede Verbindung mit diesen Männern leugnen wird. Man vermutet, dass sein Halbbruder, Sir Edward Villiers, an all ihren geheimen Handlungen beteiligt ist. Davon weiß ich indessen persönlich nichts und sage Euch nur, was ich gehört habe. Aber wenn es nicht fast hochverräterisch wäre, würde ich sagen, dass Seine Majestät viel zu sorglos hinsichtlich der Mittel ist, wo durch seine

Schatzkammer bereichert und seine Günstlinge besoldet werden. Auf jeden Fall lässt er sich zu leicht täuschen. Daher kommen alle diese Patente und Monopole, unter welchen wir seufzen. Die Günstlinge müssen Geld haben. Da der König ihnen wenig zu geben hat, so erheben sie so viel, wie sie wollen, auf den Kredit seines Namens. So wird alles verkauft: Ehrenstellen, Ämter, Titel. Alles hat seinen Preis – Bestechung und Käuflichkeit herrschen überall. Der Siegelbewahrer zahlt dem Marquis eine Pension, so auch der Staatsanwalt. Die geistlichen Stellen werden öffentlich verkauft, denn der Bischof von Salisbury zahlte ihm 3500 Pfund Sterling für sein Bistum. Aber dies ist noch nicht das Schlimmste. Ist es nicht schrecklich, sich einen stolzen Edelmann vorzustellen, der mit dem höchsten Ansehen bekleidet und insgeheim mit schmutzigen Wichten im Bunde steht, deren Handlungen er öffentlich missbilligt und Anteil an ihrer Beute erhält? Ist es nicht noch schrecklicher, zu denken, dass die königlichen Koffer teilweise durch ähnliche Mittel gefüllt werden?«

»Es ist genug, einen redlichen Mann zum Wahnsinn zu treiben«, sagte Jocelyn, »und Ihr könnt Euch über meinen Unwillen nicht wundern, wenn Ihr auch meinen Mangel an Vorsicht tadelt. Ich habe nichts ausgesprochen, was nur halb so stark wäre, als was Ihr eben gesagt habt, Herr Wolfe.«

»Ja, aber, mein guter junger Herr, ich spreche nicht öffentlich meine Meinungen aus, wie Ihr es tut. Lord Buckingham's Name darf ebenso wenig erwähnt werden, wie der Seiner Majestät. Wollte man den Namen des Marquis mit denen seiner bekannten Werkzeuge in Verbindung setzen, so würde man ihn tödlich beleidigen. Eine solche Verbindung auch nur anzudeuten, ist hinreichend, sein Missfallen zu erregen!

Aber genug davon. Meine Absicht ist nicht, Euch zu tadeln, sondern als Freund gegen Euch zu handeln. Sagt mir offen, mein guter junger Herr, und nehmt mir das Anerbieten nicht übel. Wird meine Börse Euch nützlich sein? Wenn das ist, so steht sie Euch zu Diensten. Sie kann Euch vielleicht aus Eurer gegenwärtigen Verlegenheit helfen, denn wenn auch nicht genug darin ist, um den Herrn zu bestechen, seine Absicht gegen Euch aufzugeben, so enthält sie doch hinreichende Mittel, um Euch von den Dienern Eure Freilassung zu erkaufen.«

»Ich danke Euch herzlich, mein guter Herr Wolfe, und glaubt mir, dass ich nicht von falschem Stolz zurückgehalten werde, Euer Anerbieten anzunehmen«, erwiderte Jocelyn, »aber ich muss meinem eigenen Arm vertrauen, meine Freiheit zu bewahren, und meiner eigenen Geschicklichkeit, sie wiederzuerlangen, wenn ich verhaftet werden sollte. Ich danke Euch nochmals, mein Herr.«

»Es tut mir leid, dass ich Euch keine andere Hilfe leisten kann«, erwiderte John Wolfe, ihn teilnehmend ansehend, »aber mein friedlicher Beruf gestattet mir nicht, an persönlichen Streitigkeiten teilzunehmen. Dennoch stehe ich nicht gern dabei und sehe zu, wenn Unrecht geschieht.«

»Seid meinerwegen nicht mehr besorgt, würdiger Herr«, fiel Jocelyn ein. »Vielleicht wird man mich nicht belästigen, und wenn es geschehen sollte, bin ich wohl imstande, für mich selber zu sorgen. Mögen die, welche mich angreifen, die Folgen davon tragen.«

Aber John Wolfe verweilte noch. »Wenn nur einer von meinen Lehrlingen hier wäre«, sagte er, »und besonders jener kräftige Bursche Dick Taverner, so ließe sich vielleicht etwas tun, um Euch tätigen Beistand zu leisten. Ha! Was be-

deutet dieser Aufruhr?«, fuhr er fort, als man ein verwirrtes Geräusch, gemischt mit dem Ruf *Knittel! Knittel!* vom Kai her vernahm. »So wahr ich lebe, die Lehrlinge sind da und mit Unheil beschäftigt. Es müsste seltsam zugehen, wenn Dick Taverner nicht unter ihnen wäre. Ich will sehen, was sie vorhaben.«

Während er sprach, eilte er zu dem Bogenfenster, welches die Aussicht auf den Kai gewährte, und rief: »Ja, ja, es ist, wie ich dachte. Dick ist unter ihnen, und zwar an ihrer Spitze. Beim Himmel! Sie greifen diese schurkischen Eisenfresser von Whitefriars an und bearbeiten sie wacker mit ihren Knitteln, Ha! Was sehe ich? Die Söldner sind geschlagen und die tapferen Burschen haben Sir Francis Mitchell gefangen genommen. Was werden sie mit ihm anfangen? Ich muss hinausgehen und zusehen.«

Seine Absicht wurde indessen durch eine plötzliche Bewegung des Sir Giles und seiner Begleiter verhindert. Sie gingen auf Jocelyn Mounchensey zu, in der deutlichen Absicht, den jungen Mann zu ergreifen. Jocelyn sprang sogleich auf, zog seinen Degen und stellte sich zur Verteidigung auf. Die Söldner bereiteten sich vor, die Klinge des jungen Mannes mit ihren Hellebarden niederzuschlagen, und ihn zu verhaften, als Jocelyns Mantel von hinten erfasst wurde und er Madame Bonaventures Stimme rufen hörte.

»Hierher! Folgt mir augenblicklich!«

Infolge dieser Aufforderung eilte er durch die Tür, die sogleich hinter ihm geschlossen wurde, sobald er sich zurückgezogen hatte.

Zwölftes Kapitel

Die Verhaftung und Befreiung

Lupo Vulp hatte versucht, Sir Giles von seiner Absicht abzubringen, Jocelyn sogleich zu verhaften, indem er ihm die große Gefahr vorstellte, der er sich aussetze, sowohl wegen des entschlossenen Charakters des jungen Mannes selber, der gewiss entschlossenen Widerstand leisten würde, als auch wegen der Stimmung der Gesellschaft, die offenbar einem solchen Schritte abgeneigt wäre und eine Störung veranlassen könne, die wahrscheinlich mit der Befreiung des Gefangenen enden würde.

»In jedem Fall, Sir Giles«, sagte der listige Notar, »muss ich Euch raten, zu warten, bis der größte Teil der Gäste fort ist und die Versammlung draußen sich zerstreut hat, denn ich bemerkte viele unruhige Lehrlinge unter der Menge, die gewiss sehr lästig sein werden.«

»Da der junge Mann sich für jetzt nicht geneigt zeigt, das Haus zu verlassen«, versetzte Sir Giles, indem er Jocelyn von der Seite ansah, der sich gerade mit Madame Bonaventure zu einem anderen Teil des Raumes begab, so ist es nicht notwendig und es mag immerhin klug sein, einige Augenblicke zu warten, die Ihr vorschlagt, mein guter Lupo. Aber ich will ihn nicht aus den Augen lassen. Aus ihren Gebärden und Blicken bemerke ich, dass unsere schlaue Wirtin einen Plan mit ihm bespricht. Macht nur immer fort, schöne Madame, Ihr müsstet mehr Schlauheit besitzen, als ich Euch zutraue, wenn Ihr mich an einem Tag zweimal überlisten wolltet. Ich kann mir denken, was sie beabsichtigt. Ihr seht doch die Seitentür in ihrer Nähe, Lupo? Sie rät dem Jüngling, dorthin zu

entfliehen und er ist töricht genug, nicht auf ihren Vorschlag eingehen zu wollen. Aber es wird gut sein, den Ausgang zu bewachen. Hört, Lanyere«, fügte er zu dem Ankläger gewendet hinzu, »nehmt drei Männer mit Euch und geht rasch zu dem Gang herum, mit welchem jene Tür in Verbindung steht. Stellt Euch in der Nähe des Ausganges auf und wenn Mouchensey herauskommt, so verhaftet ihn augenblicklich. Ihr seht doch die Tür, die ich meine? Schnell ans Werk!«

Lanyere entfernte sich augenblicklich mit drei von den Söldnern.

»Ich wünschte, seine Verhaftung könnte auf gesetzliche Weise bewerkstelligt werden, Sir Giles«, sagte Lupo Vulp, »durch einen Sergeanten oder Staatsboten. Dann würde keine Gefahr mehr sein. Ich rate Euch noch einmal, nach der Regel zu verfahren. Es würde keine große Zögerung erfolgen, wenn Eure Gnaden nach Westminster gingen und eine Klage gegen den jungen Mann erheben. In diesem Fall würde ein Gerichtsdienner abgeschickt werden, um sich seiner Person zu bemächtigen; und selbst, wenn er inzwischen das Haus verlassen sollte, wird Lanyere seine Spur verfolgen. Das wäre das sicherste Mittel. Es ist nicht wahrscheinlich, dass dieser junge Mann bei seinem halstarrigen Temperament, vereint mit seinen fantastischen Ansichten von Ehre, die Beschuldigung Eurer Gnaden leugnen wird. Und wenn sein Geständnis von ihm selber niedergeschrieben und unterzeichnet ist, kann es gegen ihn angewendet werden, wenn man ihn vor die Schranken der Sternkammer führt. Dann wird man ihn nach seiner eigenen Aussage verurteilen. Eure Gnaden werden bald mit ihm fertig sein.«

»Wenn der Beklagte bekennt, geht die Sache freilich schneller«, versetzte Sir Giles. »Niemand weiß besser, als

Ihr, guter Lupo, wie rasch der Gerichtshof der Sternkammer sein geschmähtes Ansehen rächen und wie schwer es diejenigen bestrafen wird, welche seiner Würde Abbruch tun wollen. Kein Teil des Urteils soll mit meiner Zustimmung nachgelassen werden. Dieser unverschämte Bursche soll in demselben Grade leiden wie Lanyere. An den Pranger gestellt, gebrandmarkt, verstümmelt und entehrt, soll er für meine Feinde als Warnung dienen.«

»Ihr könnt kaum eine ärgere Vogelscheuche aus ihm machen, wie Ihr aus Lanyere gemacht habt«, entgegnete Lupo grinsend. »Aber wollt Ihr Euch zuerst an den geheimen Rat wenden?«

Nein, versetzte Sir Giles, ich will ihn nicht aus den Augen verlieren. Er soll keine Gelegenheit zur Flucht haben. Bemerkt Ihr nicht, Lupo, wie der unbesonnene Tor sich Buckingham verfeindete? Und denkt Ihr, dass der stolze Marquis mich für tadelfrei halten würde, wenn er zufällig nach einer solchen Beleidigung ungestraft davonkommen sollte? Aber seht! Der Raum ist beinahe leer. Es sind nur noch wenige Nachzügler zurück. Die Zeit ist da.«

Er war im Begriff, zum Angriff zu kommandieren, als die Störung vor dem Haus hörbar wurde und ihn einen Augenblick zurückhielt. Sir Giles überlegte, welches die Ursache des Tumultes sein möge, und ob er hinausgehen und Sir Francis unterstützen sollte, im Fall er des Beistandes bedürfen sollte, als die geschlagenen Söldner in den Raum stürzten. Einige Worte reichten aus, um zu erklären, was geschehen war. Die blutigen Gesichter von einigen der Männer zeigten, wie rau man sie behandelt hatte. Obwohl sehr verbittert, war Sir Giles entschlossen, sich nicht um seine Beute bringen zu lassen. Da er befürchtete, Jocelyn könnte ihm in

der Verwirrung entkommen, wenn ein Angriff von den Lehrlingen stattfinden sollte, so gab er Befehl, ihn augenblicklich zu verhaften, und eilte, wie oben erzählt, auf ihn zu. Wie seine Absicht vereitelt wurde, ist bereits erzählt worden. Seine Wut kannte keine Grenzen, als der junge Mann verschwand. Er stieß mit aller Kraft gegen die Tür, aber sie widerstand all seinen Anstrengungen, sie zu sprengen. Plötzlich wurde der Riegel geöffnet und Clemens Lanyere und seine Leute standen vor ihm.

»Habt Ihr ihn in Sicherheit gebracht?«, fragte Sir Giles, der den Flüchtling unter ihnen zu entdecken suchte. »Tod und Teufel! Ihr habt ihn doch nicht entfliehen lassen?«

»Es ist niemand an uns vorübergekommen, nur Madame Bonaventure«, versetzte der Ankläger. »Sie war ohne Begleitung und kam hierher. Wir standen in jenem Vorzimmer, welches die einzige Verbindung mit diesem Gang zu bilden scheint, und der junge Mann hätte uns daher begegnen müssen.«

»Ihr pflegtet doch sonst nicht so kurzsichtig zu sein, Lanyere. Es muss noch ein anderer Ausgang da sein, den Ihr nicht entdecktet«, rief Sir Giles wütend.

»Ha! Hier ist er!« fuhr er fort, indem er ein Stück Tapete auf die Seite warf, welches eine kurze Treppe verbarg. »Ihr blinden Lümmel, dies nicht zu finden! Ihr sollt mir für Eure Nachlässigkeit büßen, wenn wir ihn nicht fangen.«

Von dem Trupp begleitet, eilte er die Stufen hinunter, die ihn zu einem niedrigen Zimmer führten, welches auf der einen Seite mit einem kleinen Hof und auf der anderen mit der Küche und den übrigen zum Haushalt gehörigen Gemächern in Verbindung stand.

Lanyere befehlend, die Letztere zu durchsuchen, eilte Sir

Giles auf den Hof und stieß ein wildes Freudengeschrei aus, als er Jocelyn, den Degen in der Hand, eine Mauer erklimmen sah, welche den Hof von dem Kegelplatz trennte.

Die Wirtin hatte nämlich einige Schwierigkeit gefunden, eine Tür zu öffnen, die von dem Hof zum Rasenplatz führte und deren Schloss so verrostet war, dass es sich in der Schnelligkeit nicht öffnen ließ. Dieser Aufschub begünstigte die Verfolger. Als Jocelyn eine Annäherung hörte, versuchte er auf die erwähnte Weise zu entfliehen. Madame Bonaventure war Sir Giles ferner ohne ihre Absicht behilflich, denn in demselben Augenblick, als er herbeikam, gelang es ihr, das verrostete Schloss zu öffnen. Da jetzt kein Hindernis vorhanden war, schob der Ritter sie unsanft auf die Seite und eilte durch die Tür, gerade als Jocelyn von der Mauer heruntersprang.

Ohne die Aufforderung des Sir Giles zu beachten, eilte der junge Mann weiter, bis er die Mitte des Rasenplatzes erreichte, wo er die Flucht unmöglich fand, da er keinen Ausweg am Ende des Gartens sah, während es gewiss war, dass die Häscher ihn mit ihren Haken von der Mauer herunterziehen würden, wenn er hinüberzuklettern unternähme. So drehte er sich um und stellte sich zur Verteidigung auf.

Da er den Ruhm zu haben wünschte, ihn allein zu entwaffnen und sich auf seine überlegene Stärke und Geschicklichkeit verließ, winkte Sir Giles seinen Söldnern, zurückzutreten, während er sich allein dem jungen Mann näherte. Er glaubte, eine Bewegung seines starken Handgelenks würde hinreichen, seine Absicht zu erfüllen, aber er entdeckte seinen Irrtum, sobald er mit seinem Gegner zu fechten anfang. Er war ihm an Geschicklichkeit und Stärke vollkommen gewachsen, während Jocelyn ihn an Schnelligkeit und Ge-

wandtheit übertraf. Die tödlichen Blicke, die der junge Mann ihm zuwarf, zeigten, dass die Feindschaft des Letzteren sich nur durch Blut befriedigen lassen werde. Seine Absicht ändernd, stieß Sir Giles daher, anstatt seinen Degen mit dem eines Gegners zu kreuzen, rasch eine Quart über dem Arme, die augenblicklich pariert wurde. Einige Minuten lang währte der Kampf ohne wesentlichen Erfolg auf beiden Seiten. Seinen Degen kurzfassend mit der Spitze zum Gesicht seines Gegners, zog sich Jocelyn Anfangs einige Schritte zurück, griff ihn dann wieder an und gewann schnell seinen Platz. Es wurden viele geschickte Ausfälle gemacht, woran sich die Söldner ergötzten, die größtenteils Liebhaber vom Fechten waren. Endlich beschloss Sir Giles, dem Gefecht ein Ende zu machen. Da er fand, dass sein Gegner beständig auf seiner Hut war, so machte er einen neuen raschen Ausfall; aber mit einer wunderbar geschickten Wendung schlug Jocelyn die Klinge des anderen nieder und erwiderte mit einer Terz, die offenbar hätte treffen müssen, wäre nicht in demselben Augenblick, als die Spitze seines Gegners Brust berührte, ihm sein Degen von Clemens Lanyere aus der Hand geschlagen worden. Zugleich wurden die Arme des jungen Mannes von zwei Söldnern von hinten ergriffen und er war in der Gewalt seines Feindes.

Sir Giles steckte indessen seinen Degen ein und sagte mit grimmigem Lächeln, er wolle sich nicht der Genugtuung berauben, seinen Feind am Pranger stehen und dem Messer des geschworenen Folterers unterworfen zu sehen, indem er hinzufügte, es sei seltsam, dass einer, der seinen Körper so gut schützen könne, seine Zunge so wenig im Zaum zu halten vermöge.

Jocelyn antwortete nicht auf den Spott und der Ritter war

im Begriff, sich mit seinen Begleitern zu entfernen, als ein lautes und stürmisches Geräusch die Annäherung der Lehrlinge verkündete. Die Schar der siegreichen Jünglinge gelangte auf den Rasenplatz durch den Haupteingang, der sich, wie schon oben erwähnt, in einer verschiedenen Richtung befand, als die Tür, durch welche die anderen eingetreten waren. Mehr fürchtend, seinen Gefangenen zu verlieren, als wegen seiner eigenen Sicherheit besorgt – denn obwohl die angreifende Partei die seine sehr an Zahl übertraf, wusste er wohl, wie er mit ihnen zu verfahren habe, da er an solche Kämpfe gewöhnt war – erteilte Sir Giles Clemens Lanyere einige Befehle in Betreff Jocelyns und bereitete sich dann vor, dem Angriff zu widerstehen, indem er seine Leute ein Karree bilden ließ, und die, welche mit Hellebarden und Stäben bewaffnet waren, in die vorderste Reihe stellte. Als diese Anordnung rasch getroffen war, zog er seinen Degen und befahl den Lehrlingen mit lauter und gebieterischer Stimme, zurückzutreten. So groß war die Wirkung, die seine Stimme und der Schrecken, den sein Gesicht hervorbrachte, welches selten verfehlte denen, die es sahen, Ehrerbietung einzuflößen, sodass die Angreifenden plötzlich Halt machten und zauderten, ihn anzugreifen.

»Was bedeutet diese Störung?«, donnerte Sir Giles, »und warum wollt ihr mich bei der Erfüllung meiner Pflicht belästigen? Wisst ihr nicht, dass Versammlungen, gleich den euren, ungesetzlich sind, und dass ihr einer schweren Strafe unterworfen seid, wenn ihr euch nicht sogleich zerstreut und friedlich in eure Wohnungen geht? An euer Geschäft, sage ich, und belästigt mich nicht länger! Aber vorher befehle ich euch, euren Anführer und auch die auszuliefern, welche, wie man mir sagt, eine grobe Beleidigung und Gewalt-

tätigkeit gegen die Person des Sir Francis Mitchell verübt haben. Sie sollen als Exempel dienen.«

»Ihr verschwendet Eure Worte, Sir Giles, und sie helfen Euch nichts«, versetzte Dick Taverner. »Nun hört mich dagegen an. Wir, die kühnen und getreuen Lehrlinge von London, die wir unseren Herren und dem Herrn unserer Herren, des Königs Majestät, gut und treulich dienen, wollen nicht gestatten, dass Ihr oder irgendein anderer Mann eine ungesetzliche Verhaftung vornehme. Wir befahlen Euch, uns Euren Gefangenen friedlich auszuliefern, oder beim Kreuz! Wir wollen ihn mit Gewalt aus Euren Händen reißen!«

»Warte nur, unverschämter Bursche!«, rief Sir Giles, »du sollst schon deine Tonart ändern, wenn du ausgepeitscht wirst.«

»Ihr müsst mich erst haben, Sir Giles«, versetzte Dick, »aber noch zwei Worte mit Euch. Wir haben Sir Francis Mitchell eine Lektion gegeben, die er wahrscheinlich nicht so bald vergessen wird. Dasselbe soll mit Euch geschehen, wenn Ihr uns noch weiterreizt. Wir haben noch alte Rechnungen mit Euch abzuschließen.«

»Ei ja, das haben wir«, rief ein Stickerlehrling, »diese Erpresser haben das Geschäft meines Herrn zu Grunde gerichtet durch ihr Gold- und Silberfädenmonopol.«

»Hunderte von würdigen Männern sind durch ihre Ränke außer Beschäftigung gekommen«, sagte ein Weinhändlerlehrling. »Wir verkaufen nicht die Hälfte so viel Wein, wie sonst. Und kein Wunder, da zwei Drittel der Gasthäuser in London geschlossen sind.«

»Die Brauer werden alle zu Grunde gerichtet werden«, sagte ein rüstiger Lehrling mit einer hölzernen Schaufel auf

der Schulter, »da jeden Tag ein neues Bierhaus geschlossen wird und man keine neue Konzession bewilligt. Zum Henker mit all diesen Monopolisten! Sie sind ärger als die Fliegen im Hopfen oder der Brand in der Gerste.«

»Ja, die Pest über sie!«, rief Dick Taverner. »Sie sind so schlimm wie die Heuschrecken von Ägypten. Wenn sie das Vermögen einer Klasse von Gewerbetreibenden verschlungen haben, werden sie bei dem einer anderen beginnen. Niemand ist vor ihnen sicher. Ihr werdet zunächst an die Reihe kommen, Herr Seidenhändler, und dann Ihr, Herr Eisenhändler, so schwer auch Eure Waren zu verdauen sein mögen. Ihr werdet der Dritte sein, Herr Fischhändler, Ihr der Vierte, Herr Gewürzhändler, und wenn sie sich an Spezereien und Fischen gesättigt haben, werden sie mit Zähnen und Nägeln über Euch herfallen, Herr Goldschmied.«

»Ich hoffe nicht«, rief der zuletzt angeredete Lehrling. »Unsere Herren sind zu reich und mächtig, um sich einer solchen Behandlung zu unterwerfen.«

»Derselbe Grund, weshalb sie dieselbe erfahren werden«, versetzte Dick. »Ihre Reichtümer sind nur eine Versuchung zur Plünderung. Ich wiederhole, kein Mensch ist sicher vor diesen Erpressern. Da das Gesetz uns keine Hilfe gewähren wird, so müssen wir das Gesetz selber ausüben. Es soll ihnen das Knittelgesetz zuteil werden.«

»Ja, ja, das Lehrlingsgesetz, das Knittelgesetz!«, riefen die anderen.

»Sir Giles wird die Sache vor die Sternkammer bringen. Er wird uns vor Gericht ziehen«, erwiderte der Goldschmiedelehrling lachend.

»Er wird ein Knittelmonopol kaufen und uns der Anwendung derselben berauben«, rief ein Bogenmacher.

»Das Patent wollen wir ihm unentgeltlich erteilen«, sagte Dick, indem er seinen Stab um den Kopf pfeifen ließ.

»Der Gefangene! Meine Herren Lehrlinge, vergesst ihn nicht!«, rief Cyprien, der sich nebst zwei anderen Kellnern und dem Koch der angreifenden Partei angeschlossen hatte. »Madame Bonaventure lässt Euch dringend bitten, seine Befreiung zu bewirken.«

»Das wollen wir, mein lustiger Gascogner«, versetzte Dick. »Hört, Sir Giles! Sollen wir den jungen Herrn mit Gewalt oder freiwillig von Euch haben?«

»Ihr sollt ihn weder auf die eine noch auf die andere Weise haben, Bursche«, versetzte der Ritter.

»Ihr selber sollt ihm im Fleetgefängnis Gesellschaft leisten. Greift sie an, meine Leute, und marschirt auf die Tür zu!«

Als der Befehl erteilt wurde, stürmte er mit seinem Trupp auf die Lehrlinge zu, die den eingelegten Hellebarden nicht widerstehen konnten und zurückwichen. Dennoch wurden die tapferen Jünglinge keineswegs geschlagen, denn da sie ebenso schnell waren, wie sie, so gelang es ihnen, den Rückzug vom Garten abzuschneiden. Es fand ein heftiger Kampf statt, als sie in der Nähe des Einganges handgemein wurden. Drei von den Söldnern streckte Dick Taverners Knittel zu Boden. Endlich nahm er seine Gelegenheit wahr, hob eine Kugel vom Boden auf und schleuderte sie mit beiden Händen in Richtung des Kopfes von Sir Giles. Wenn das Geschoss getroffen hätte, wäre der Kampf zu Ende gewesen, aber der Ritter wich dem Wurf aus. Indem er sich niederbeugte, fuhr die Kugel über ihn weg und traf Lupo Vulp gerade vor den Magen, sodass er atemlos zu Boden stürzte. Mittlerweile sprang Sir Giles rasch vorwärts und nagelte den Lehrling mit der Spitze seines Degens an die Mauer.

»Da habe ich dich endlich, Schurke«, rief er, Dick beim Kragen ergreifend und ihn den ihm zunächst stehenden Söldnern überliefernd. »Ich sagte dir, du solltest das Fleetgefängnis besuchen. Und das sollst du auch.«

Ungeachtet der Gefangennahme ihres Anführers fochten die Lehrlinge männlich. Es erschien noch zweifelhaft, ob Sir Giles imstande sein werde, seinen Rückzug zu bewerkstelligen, da er überdies nun von den beiden Gefangenen gehindert wurde. Unter diesen Umständen gab er Lanyere ein Zeichen, sich mit Jocelyn durch die andere Tür zu entfernen, indem er den beiden Söldnern befahl, welche Dick Taverner in ihrer Gewalt hatten, befahl, ihm mit ihrem Gefangenen zu folgen.

Es war keine leichte Aufgabe, den Befehl auszuführen, aber dem Ankläger gelang es dennoch. Allein trieb er alle zurück, die seinen Fortschritt hemmten, während die beiden Gefangenen zur Tür geführt wurden.

Bisher hatte Jocelyn keinen Versuch gemacht, sich zu befreien. Er erwartete wahrscheinlich den Erfolg der Anstrengungen der Lehrlinge um seinetwillen oder eine günstigere Gelegenheit, als sich bisher gezeigt hatte. Als er den kleinen Hof erreichte, schien die Zeit zu der Anstrengung da zu sein. Die Söldner von sich schüttelnd, die ihn festhielten, entriss er dem einen die Hellebarde, streckte ihn zu Boden und trieb seinen Kameraden fort.

Als dies geschehen war, leistete er Dick Taverner sogleich Beistand, befreite und bewaffnete ihn mit derselben Schnelligkeit, die er bei seiner eigenen Befreiung angewendet hatte.

Während er dies tat, wurde er von Clemens Lanyere nicht gestört, obwohl der Ankläger sich ihm, wenn er gewollt, wohl hätte widersetzen können. Aber Lanyere war mit ei-

nem Kampf an der Tür beschäftigt oder stellte sich nur so. Erst, als beide Gefangene frei waren, eilte er auf sie zu und machte den Männern wegen ihrer Nachlässigkeit laute Vorwürfe. Aber wenn sie zu tadeln waren, war er es nicht weniger, denn er zeigte wenig Gewandtheit, den Flüchtlingen zu folgen und machte im Gang überdies noch eine falsche Wendung, welche ihn und die Söldner irre führte, sodass die Gefangenen davon kamen.

Wie Jocelyn und Dick Taverner den Landungsplatz erreichten, wusste keiner von beiden genau - so hastig eilten sie durch das Gasthaus; aber da waren sie gerade in dem Augenblick, als Sir Giles Mompesson, nachdem er alle Hindernisse überwunden hatte, an der Spitze seiner Bande aus der Tür trat.

Völlig zufrieden mit seinem früheren Zusammentreffen mit dem gefürchteten Ritter und begierig, zu entkommen, ehe ihre Flucht entdeckt wurde, winkte Dick seinem Begleiter zu. So schnell wie möglich auf die Treppe zueilend, sprangen beide in die nächste Jolle. Der Lehrling befahl den beiden Matrosen, die darin waren, auf Leben und Tod auf die Londonbrücke zuzurudern.

Dreizehntes Kapitel

Wie Jocelyn Mounchensey auf Stamford Hill einem maskierten Reiter begegnete

Zwei Tage nach den zuletzt erwähnten Ereignissen nahm ein Reiter Stamford Hill hinauf seinen Weg. Ihm folgte ein berittener Diener in respektvoller Entfernung. Er war jung und von sehr einnehmender Erscheinung, sein Gesicht, voll Feuer und Geist, blühte in Gesundheit. Es war leicht zu sehen, dass er sein Leben auf dem Land und in beständigen männlichen Übungen hingebracht habe; denn wenn er auch sein Pferd – ein kräftiger brauner Renner – auf die vollkommenste Weise lenkte, so hatte er doch nichts von dem eleganten Städter oder von dem Soldaten an sich. Sein Wams und Mantel waren von einfachem, dunklem Stoff und bereits etwas abgetragen, aber sie standen seiner schönen symmetrischen Figur gut, so wie auch die starken Stiefel, die seine wohlgebildeten Füße schützten. Niemand konnte besser im Sattel sitzen oder den Zügel leichter führen als er. Sein edles Ross, welches gleich ihm voll Mut und Feuer war, folgte all seinen Bewegungen und gehorchte der leisesten Andeutung seines Willens. Seine Waffen waren ein langer Degen und ein Dolch. Sein Hut, mit breitem Rand und mit einer schwarzen Feder verziert, bedeckte die vollen braunen Locken, die in langen Ringen über seine Schulter niederhingen. So graziös war die Figur und Haltung des jungen Reiters und so angenehm sein Aussehen, dass er nicht geringe Bewunderung erregte, als er zu einer frühen Stunde an jenem Morgen von Bishopgate Street ausritt, das große Tor in der alten Stadtmauer passierte und zu dem damals noch ländli-

chen Distrikt Shoreditch eilte, indem er Old Bedlam und die traurigen Gedanken, die der Ort erweckte, rechts, und Finsbury Fields mit ihren Gärten, Hundehäusern und Windmühlen links liegen ließ. Am Ende der äußeren Bishopgate Street hatte sich eine beträchtliche Menschenmenge um eine Gesellschaft hübscher junger Milchmädchen versammelt, die einen lebhaften und charakteristischen Tanz zu einer Sackpfeife und Geige ausführten. Anstatt Eimer zu tragen, wie es sonst ihre Gewohnheit war, hatten diese Milchmädchen, die sämtlich sehr zierlich gekleidet waren, einen gleich einer Pyramide geordneten und mit Bändern und Blumen geschmückten Haufen von Silbergeschirr, welches sie sich zu dem Zweck geborgt hatten, auf ihren Köpfen. In dieser Weise besuchten sie alle ihre Kunden und tanzten vor ihren Türen – ein hübscher Gebrauch, der in der Umgegend der Hauptstadt im Monat Mai beobachtet wurde. Die munteren Milchmädchen stimmten einen freudigen Ruf an, als der junge Mann vorüberritt. Manches helle Auge folgte seiner schönen Gestalt, bis er verschwand. An der Wasserleitung jenseits Shoreditch waren mehrere junge Mädchen beschäftigt, Wasser zu schöpfen und stellten ihre Beschäftigung ein, um ihm nachzusehen. So tat jedes hübsche Landmädchen, welches ihm begegnete und entweder auf einen Karren oder auf einem Kissen hinter ihrem rüstigen Vater saß. Jeder Gruß, der an ihn gerichtet wurde, erwiderte der junge Mann herzlich mit heiterer Stimme und Blick. In einigen Fällen, wo der Gruß von einer älteren Person kam oder eine Mütze respektvoll abgenommen wurde, entblößte er sein eigenes stolzes Haupt und zeigte seine schönen Züge noch deutlicher.

So viel von dem Herrn – nun müssen wir auch den Diener

beschreiben. Seiner eigenen Meinung nach wenigstens – denn er war keineswegs frei von Einbildung – hatte der Letztere einen gleichen Anteil an der Bewunderung; und gewiss, wenn Unverschämtheit ihm helfen konnte, dieselbe zu gewinnen, so fehlte es ihm nicht daran. Die meisten Mädchen starrte er an, dass sie verlegen wurden. Einige sah er so beleidigend an, dass ihre Begleiter ihm mit der Faust oder mit der Peitsche drohten und zuweilen einen Stein nach seinem Kopf schleuderten. Gleich frei war er in der Anwendung seiner Zunge. Seine Scherze waren so drollig und gefielen denen, an die sie gerichtet waren, so wenig, dass es in einigen Fällen vielleicht gut für ihn war, dass der schnelle Ritt ihn aus dem Bereich der Gefahr brachte. Der Schelm sah nicht übel aus, denn er war sehr jung, hatte geschmeidige Glieder, olivfarbigen Teint, schwarze Augen, ein schlaues Aussehen, eine aufwärts gerichtete Nase und außerordentlich weiße Zähne. Er trug keine Livree und sein Anzug war mehr der eines Lehrlings als des Dieners eines Edelmannes. Er ritt ein starkes hellbraunes Pferd. Doch obwohl das Tier fügsam genug war und einen leichten Schritt ging, machte es ihm doch beträchtliche Schwierigkeit, seinen Sitz auf dem Rücken desselben zu behaupten.

Auf diese Weise kamen Jocelyn Mouchensey und Dick Taverner – denn der Leser wird keine Mühe haben, die beiden zu erkennen – auf Stanford Hill an. Der Erstere zog den Zügel an und begann langsam die Anhöhe hinaufzureiten.

Es war ein köstlicher Frühlingmorgen, wo die ganze Natur sich zu freuen scheint, wo die neu geöffneten Blätter am grünsten und frischesten sind, wo die Lerche sich am heitersten von der grünenden Wiese erhebt und zum Himmel auffliegt, wo tausend andere befiederte Sänger ihre Stimmen

in Wäldchen und Hecken ertönen lassen, wo die Dohlen in ihren Nestern auf den hohen Bäumen krächzen, wo sanfte Regenschauer, die in der Nacht gefallen waren, die Erde auf die milde Wärme und den Sonnenschein vorbereitet haben; wenn jener Sonnenschein jeden Augenblick einen neuen Gegenstand zum Leben und zur Schönheit hervorruft; wenn alles, was man anblickt, angenehm für das Auge, und alles, worauf man horcht, ergötzlich für das Ohr ist. Kurz, es war ein köstlicher Morgen, wie man ihn nur im schönen Monat Mai erlebt und wie er nur in seiner ganzen Vollkommenheit im lustigen England vorkam.

Angekommen auf dem Gipfel des Hügels, der eine weite und reizende Aussicht gewährte, machte Jocelyn Halt und blickte mit Verwunderung zu der ungeheuren und volkreichen Stadt zurück, die er eben verlassen hatte und die sich in ihrem vollen Glanze und ihrer Schönheit vor ihm ausbreitete. Ihm erschien sie bereits übermäßig groß, obwohl sie noch nicht den zehnten Teil ihres gegenwärtigen Umfanges erreicht hatte. Aber er konnte nur nach dem urteilen, was er bereits gesehen hatte, und war nicht imstande, ihre künftige Größe vorauszusehen. Aber wenn London in den letzten zweihundertfünfzig Jahren an Größe, Reichtum und Bevölkerung zugenommen hatte, so hat es fast alle eigentümlichen Züge der Schönheit verloren, die es bis zu jener Zeit auszeichneten und es so anziehend für Jocelyns Augen machten. Die abwechselnde und malerische Bauart der alten Wohnungen, noch nicht durch die Neuerungen der italienischen und niederländischen Schule gestört und während der letzten Zeit der Königin Elisabeth zur Vollendung geführt worden waren, verlieh der ganzen Stadt ein charakteristisches und fantastisches Ansehen. Alte Kreuze, alte

Schlosstürme und unzählige schlanke Kirchtürme erhoben sich unter einer Welt zierlicher Giebel und spitzer Dächer. Ein Stockwerk über dem anderen erhoben sich diese interessanten Gebäude unregelmäßig, aber doch übereinstimmend, anziehend für den Blick des Malers und Dichters, künstlich hinsichtlich ihrer Verzierung, grotesk in ihrem Entwurf, wohl geeignet für das Klima und bewundernswürdig passend für die Bedürfnisse und die Bequemlichkeiten der Einwohner, malerisch gleich dem Zeitalter selbst, gleich seinem Kostüm, gleich seinen Sitten und seiner Literatur. All diese charakteristischen Schönheiten und Eigentümlichkeiten sind nun gänzlich verschwunden. All die alten malerischen Wohnungen sind vom Feuer verzehrt worden und eine neue Stadt hat sich an ihrer Stelle erhoben – nicht zu vergleichen mit der alten – ebenso wenig, wie wir, mein würdiger Leser, in unserem förmlichen und leider schlecht erfundenen Anzug den malerisch aussehenden Bürgern von London in Wams, Mantel und Beinkleidern nach der Mode der Zeit Jakob des Ersten gleichen. Ein anderer Vorteil in jenen Tagen darf nicht vergessen werden. Die ungeheure Rauchwolke, die über dem modernen Babel schwebt und zuweilen selbst das Licht der Sonne verdunkelt, trübte nicht die Schönheiten der alten Stadt – Steinkohle wurden im Vergleich zum Holz noch wenig angewendet, welches damals, wie nun, in der französischen Hauptstadt reichlich vorhanden war. So war die Atmosphäre klarer und leichter und diente als ein schöneres Mittel, um Gegenstände zu zeigen, die nun schon beim vierten Teil der Entfernung verschwinden würden.

Schön, schimmernd und klar erhob sich damals das alte London vor Jocelyns Blick. Von grauen Mauern eingeschlos-

sen, von Zinnen geschützt und mit hohen Toren versehen, wovon vier – nämlich Cripplegate, Moorgate, Bishopgate und Aldgate – von der Stelle, wo er stand, sichtbar waren, fesselte es die Aufmerksamkeit wegen der unermesslichen Vereinigung von Dächern, Kirchtürmen, Spitzen und Wetterfahnen, alle im Sonnenschein schimmernd, während in der Mitte von allem und über alles hinwegragend die riesenhafte gotische Kathedrale dastand. Weit nach Osten und außerhalb der Stadtmauern, obwohl umgeben von seinen eigenen, sah man den drohenden Tower von London - halb Festung und halb Gefängnis man in jenen Tagen nie ohne Schauplatz so vieler Tragödien gewesen war. Westlich blickend und rasch die Gärten und angenehmen Dörfer ansehend, die nördlich vom Strand lagen, verweilte des jungen Mannes Blick eine Sekunde bei Charing Cross – dem künstlich ausgearbeiteten Denkmal, welches Eduard I. seiner Gemahlin Eleonore errichtete – und schweifte dann über den Palast Whitehall mit seinen beiden Toren sowie über Westminster Abbey dahin – schöner ohne ihre Türme, als mit denselben – und ruhte dann auf Westminster Hall; denn dort in einem der Zimmer, dessen Decke mit vergoldeten Sternen geschmückt war, wurden die Beratungen jenes schrecklichen Tribunals gehalten, welches ihn seiner Erbschaft beraubt hatte und ihn nun mit Beraubung der Freiheit und Verstümmelung des Körpers bedrohte. Ein Schauer überlief ihn, als er an die Sternkammer dachte. Er wendete seinen Blick woanders hin, indem er die ganze herrliche Stadt zu überblicken versuchte.

Ein stolzer Anblick, in der Tat! Wohl durfte König Jakob selber ausrufen, als er wenige Jahre vorher auf derselben Stelle stand, wo Jocelyn sich nun befand, und London zum

ersten Mal seit seiner Thronbesteigung in England überblickte; wohl durfte er in den Tönen des Entzückens ausrufen, als er die Pracht seiner Hauptstadt anblickte: »Endlich gehört mir das reichste Juwel in der Krone eines Monarchen!«

Nachdem sich Jocelyn an diesem neuen und wunderbaren Anblick gesättigt hatte, er seine Aufmerksamkeit auf nähere Gegenstände zu richten und beobachtete die Landschaften zu beiden Seiten der Erhöhung, die, ohne außerordentliche Schönheiten zu zeigen, im Allgemeinen lieblich waren und einen besänftigenden Einfluss auf seinen Geist äußerten. Zu jener Zeit stand ein Wäldchen auf Stamford Hill und der östliche Abhang war mit Buschwerk bewachsen. Das ganze Land auf der Seite nach Esser zu war mehr oder weniger sumpfig, bis man etwa drei Meilen weiter Epping Forest erreichte. Durch ein sumpfiges Tal zur Linken nahm der Fluss Lea, so teuer dem Angler, seinen langsamen und stillen Weg, während New River, damals erst eben eröffnet, durch ein grünes Tal zur Rechten floss. Jocelyn auf den letzteren Kanal aufmerksam machend, benachrichtigte ihn Dick Taverner, der nun auch herankam, dass er bei der Vollendung jenes wichtigen Unternehmens zugegen gewesen war. Und ein famoser Anblick, meinte der Lehrling, sei es gewesen. Der Lord Mayor von London, die Aldermen und der Recorder wären alle in ihren Staatsgewändern erschienen, um die Eröffnung der Schleusen anzusehen, welche den Strom ergießen sollten, der von Amwell Head in die große Zisterne in der Nähe von Islington floss. Und dies geschah bei betäubendem Zuruf und beim Donner des Geschützes.

»Ein stolzer Tag war es für Sir Hugo Myddleton«, fügte Dick hinzu, »und einige Belohnung für seine Ausdauer bei

seinen Schwierigkeiten und Täuschungen.«

»Es ist zu hoffen, dass der gute Herr eine bessere Belohnung als die erhalten hat«, versetzte Jocelyn.

»Er hat seinen Mitbürgern ein unschätzbares Geschenk hinterlassen und hat daher Anspruch an ihre Dankbarkeit.«

»Was die Dankbarkeit vonseiten der Bürger betrifft, darüber kann ich nicht viel sagen, mein Herr, und nicht jeder erhält, was er verdient. Sonst wissen wir wohl, wo unsere Freunde Sir Giles Mompesson und Sir Francis Mitchell sein würden. Die guten Bürger sind zufrieden, das reine Wasser des New River zu trinken, ohne an den zu denken, der es bis vor ihre Türen gebracht hat. Mittlerweile hat das Werk Sir Hugo Myddleton fast zum Bettler gemacht. Er wird wohl wenig Belohnung weiter erhalten, außer der, die seine eigene wohltätige Handlung ihm gewähren wird.«

»Aber wird der König ihn nicht belohnen?«, fragte Jocelyn.

»Der König hat ihn schon mit einem Titel belohnt«, versetzte Dick, »mit einem Titel, den man heutiges Tages viel wohlfeiler haben kann, als der gute Sir Hugo dafür gezahlt hat. Aber wir müssen zum Lob unseres Monarchen gestehen, dass er viel mehr getan hat, als die Bürger von London tun wollten, denn als sie sich weigerten, Master Myddleton (wie man ihn damals nannte) bei seinem höchst nützlichen Werk zu unterstützen, unternahm es König Jakob und machte sich unter dem großen Siegel verbindlich, die Hälfte der Kosten zu bezahlen. Ohne dies wäre es wahrscheinlich nie zur Ausführung gekommen.«

»Ich hoffe, es wird endlich für Sir Hugo vorteilhaft sein«, sagte Jocelyn, »und wenn nicht, so wird er jenseits seine Belohnung erhalten.«

»Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er uns begegnen wird,

denn er wohnt in der Nähe von Edmonton und ist häufig auf der Straße«, sagte Dick. »Wenn er uns begegnet, werde ich ihn Euch zeigen. Ich bin einigermaßen mit ihm bekannt, denn ich habe ihm oft im Laden meines Herrn auf dem St. Paulskirchhof aufgewartet. Da wir von Edmonton reden, so wollen wir mit Eurer Erlaubnis in der Glocke¹ frühstücken, wo ich bekannt bin und wo man Euch gut bedienen wird. Der Wirt ist ein jovialer und zuverlässiger Kerl und kann uns Auskunft geben, die uns nützlich sein wird, ehe wir unsere gefährvolle Expedition nach Theobalds fortsetzen.«

»Es liegt mir nichts daran, wie bald wir dort ankommen«, rief Jocelyn, »denn der Morgen hat so meinen Appetit ver-

¹ Damit man uns keinen Fehler in der Zeitrechnung zur Last legen möge, können wir erwähnen, dass die Glocke zu Edmonton, unsterblich geworden durch die Geschichte von John Gilpin, zu der Zeit, von der wir reden, in gutem Ruf stand, wie aus dem folgenden Auszug aus John Saviles Schrift, betitelt: König Jakob, seine Bewirtung in Theobalds, nebst seinem Willkommen in London, hervorgeht. Nachdem er den ungeheuren Zusammenlauf des Volks beschrieben hatte, welches herbeigeströmt war, um den neuen Monarchen bei seinem Einzug in London zu begrüßen, sagt der redliche John: »Nach unserem Frühstück in Edmonton im Zeichen der Glocke nahmen wir Gelegenheit, zu beachten, wie viele in der nächsten Stunde herunterkommen würden, gingen in ein Zimmer an der Straße, wo wir alles deutlich sehen konnten, und ließen uns ein Stundenglas bringen. Dann machten wir untereinander aus, wer die Reiter und wer die Fußgänger zählen sollte, und wendeten das Stundenglas um. Doch ehe es zur Hälfte abgelaufen war, konnten wir sie nicht mehr zählen, so rasch strömte die Menge herbei. Aber da brachen wir ab und brachten eine Summe von 309 Reitern und 137 Fußgängern zusammen, was an dem Tag von vier Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags, und den Tag vorher auch, wie der Wirt des Hauses uns sagte, ohne Unterbrechung fort dauerte.« Außer dem Beweis für das Vorhandensein der berühmten Glocke zu jener Periode ist die vorhergehende Stelle auch in anderer Hinsicht interessant.

mehrt, dass der bloße Gedanke an die gute Bewirtung in der Glocke jeden Aufschub unerträglich macht.«

»Ich bin durchaus Eurer Meinung, Herr«, sagte Dick, mit seinen Lippen schnalzend. »In der Glocke zu Edmonton können wir gewiss sein, frische Fische aus dem Lea, frische Eier vom Meierhof und starkes Bier aus dem Keller zu erhalten. Wenn diese drei Dinge kein gutes Frühstück bilden, so weiß ich es nicht. Lasst uns weiter traben. Wir haben nur noch zwei Meilen vor uns. Fünf Minuten bis Tottenham – zehn bis Edmonton – und es ist geschehen!«

Die Strecke wurde indessen nicht so bald zurückgelegt, wie Dick vermutete. Ehe sie noch fünfzig Schritte weitergekommen waren, wurden sie von einem unerwarteten Ereignis aufgehalten.

Plötzlich aus einem Dickicht hervorkommend, der ihn verborgen hatte, stellte sich ihnen ein Reiter gerade in den Weg, der ihnen mit lauter und gebieterischer Stimme befahl, anzuhalten. Diesen Befehl versuchte er dadurch zu bekräftigen, dass er eine Hakenbüchse auf Jocelyns Kopf anlegte.

Die Erscheinung dieses Reiters war geheimnisvoll und furchtbar zugleich. Der obere Teil seines Gesichts war mit einer schwarzen Maske bedeckt. Seine Kleidung war schwarz, so wie auch sein kräftiges Pferd. Stiefel, Hut, Mantel und Feder waren alle von derselben dunklen Farbe. Sein Körper war kräftig gebaut und außer der Hakenbüchse war er mit Degen und Dolch bewaffnet, sodass er ein sehr unangenehmes Hindernis auf dem Weg bildete.

Dick Taverner war bei dieser Gelegenheit nicht imstande, viel Beistand zu leisten. Die Plötzlichkeit, womit der maskierte Reiter auf sie zukam, erschreckte sein Pferd, sodass es sich bäumte und endlich den Reiter abwarf – glücklicher-

weise, ohne ihm viel Schaden zuzufügen.

Der Reiter ließ indessen seine Hakenbüchse sinken und redete Jocelyn an, der ihn für einen Räuber hielt und sich zum Widerstand rüstete.

»Ihr irrt Euch in mir, Herr Jocelyn Mouchensey«, sagte er, »ich habe keine Absichten auf Eure Börse. Ich fordere Euch auf, Euch mir als Gefangenen auszuliefern.«

»Das soll nie lebendig geschehen«, versetzte der junge Mann. »Ungeachtet Eurer Verkleidung erkenne ich Euch als einen von Sir Giles Mompessons Söldnern. Ihr könnt aus unserem früheren Zusammen treffen schließen, ob mein Widerstand entschlossen sein wird oder nicht.«

»Ihr würdet bei jener Gelegenheit nicht entkommen sein, wäre ich Euch nicht behilflich gewesen wäre, Herr Jocelyn«, entgegnete der maskierte Reiter. »Nun hört mich an – ich will unter gewissen Bedingungen freundlich gegen Euch sein. Um meine Aufmerksamkeit zu beweisen, mache ich mich verbindlich, dass Ihr frei ausgehen sollt, wenn Ihr sie annehmt.«

»Ich fühle mich nicht geneigt, Bedingungen mit Euch zu machen«, sagte Jocelyn in strengem Ton. »Auch denke ich nicht, dass Ihr mich werdet hindern können, weiter zu reisen.«

»Ich habe einen Haftbefehl für Euch von der Sternkammer«, sagte der maskierte Reiter, »und Ihr würdet Euch vergebens zu widersetzen versuchen, wenn ich ihn ausführen wollte. Dies müsst Ihr wissen, ehe ich fortfahre. Und nun, um Euch zu zeigen, wie gut ich mit allen Euren Handlungen bekannt bin, will ich Euch erzählen, was Ihr getan habt, seitdem Ihr mit dem verwegenen Lehrling, dessen Streiche ihn gewiss nach Bridewell bringen werden, aus den drei Krani-

chen entflohen seid. Ihr landetet an der London Bridge und gingt mit Eurem Begleiter in die Rose in Newington Butts, wo Ihr die Nacht und den ganzen folgenden Tag, wie Ihr glaubtet, verborgen bliebet. Ich sage, Ihr glaubtet, Euer Aufenthalt wäre unbekannt, denn ich wusste darum und hätte Euch gefangen nehmen können, wenn ich gewollt hätte. In der nächsten Nacht begabet Ihr Euch in die Krone in Bishopgate Street. Da Ihr nicht in Eure Wohnung in der Nähe der St. Botolphskirche außerhalb Oldgate zurückkehren wolltet, so schicktet Ihr insgeheim Dick Taverner ab, um Eure Pferde aus dem Falken in Gracechurch Street herbeizubringen, wo Ihr sie zurückgelassen hattet, in der törichten Absicht, diesen Morgen nach Theobalds zu gehen, um Audienz beim König zu erhalten.«

»Ihr habt die Wahrheit gesprochen«, versetzte Jocelyn erstaunt, »aber wenn es Eure Absicht war, mich zu verhaften, und Ihr es tun konntet, warum habt Ihr Eure Absicht aufgeschoben?«

»Befragt mich nicht über diesen Punkt. Ich werde Euch vielleicht einmal Auskunft darüber geben, aber jetzt nicht. Genug, dass ich Rücksicht für Euch empfinde und Euch nichts zu Leide tun will, auch wenn ich durch Selbstverteidigung dazu gezwungen werde. Ja noch mehr, ich will Euch dienen. Ihr dürft nicht nach Theobalds gehen. Es ist ein wahnsinniger Plan, den ein krankes Gehirn entworfen hat. Er würde Euch ins Verderben führen. Wenn Ihr dabei bleibt, muss ich Euch dorthin folgen, um größeres Unheil zu verhindern.«

»So folgt mir denn, wenn Ihr wollt«, rief Jocelyn, »denn gehen werde ich. Aber haltet Euch überzeugt, ich werde mich von Euch befreien, wenn ich kann.«

»Geht, heißköpfiger Bursche«, entgegnete der maskierte Mann, aber er fügte rasch hinzu: »doch nein – ich will Euch nicht so der Gewalt Eurer Feinde überliefern, ohne mich weiter für Eure Rettung zu bemühen. Da Ihr entschlossen seid, nach Theobalds zu gehen, so müsst Ihr einen Beschützer haben – einen Beschützer, der imstande ist, Euch selbst vor Buckingham zu schirmen, dessen Feindschaft Ihr zu fürchten Grund habt. Es gibt nur eine Person, die dies kann, und das ist der Graf Gondomar, der spanische Gesandte. Glücklicherweise ist er gerade jetzt beim König. Anstatt vergebliche Versuche zu machen, eine Audienz beim König zu erhalten oder Euch ohne Erlaubnis in die königliche Nähe zu drängen, was zu Eurer Verhaftung durch den Marschall führen würde, sucht den Grafen Gondomar auf und überliefert ihm dieses Zeichen. Erzählt ihm Eure Geschichte und tut, was er Euch gebietet.«

Während er sprach, streckte ihm der maskierte Reiter einen Ring hin, den Jocelyn nahm.

»Ich beabsichtigte Euch gewisse Bedingungen vorzulegen«, fuhr der geheimnisvolle Mann fort, »wegen des Dienstes, den ich Euch leisten wollte, aber Ihr habt meine Pläne durch Eure Widersetzlichkeit vereitelt. Ich muss sie auf unsere nächste Zusammenkunft aufsparen, denn wir werden einander wiedersehen, und zwar bald. Und wenn Ihr mir dann für das dankt, was ich für Euch getan habe, will ich Euch sagen, wie Ihr die Verpflichtung wiedergutmachen könnt.«

»Ich schwöre, sie wiedergutzumachen, wenn ich kann – und wie Ihr es wünscht«, rief Jocelyn, betroffen von dem Benehmen des anderen.

»Genug!«, versetzte der maskierte Mann. »Ich bin zufried-

den. Setzt Euren Weg fort und möge das Glück Euch begleiten! Euer Geschick ist in Euren eigenen Händen. Gehorcht dem Grafen Gondomar und er wird Euch guten Beistand leisten.«

Und ohne weiter ein Wort zu sagen, setzte der Mann mit der Maske seinem Pferd die Sporen in die Seiten und galoppierte den Hügel hinunter auf London zu.

Jocelyn sah ihn nach und hatte sich noch nicht von der Überraschung erholt, die dieses seltsame Zusammentreffen verursacht hatte, als er schon verschwunden war.

Dick Taverner, der nun wieder auf seine Füße gekommen war, kam auf ihn zu gehinkt und führte sein Pferd am Zügel.

»Es muss der Teufel in eigener Person sein«, sagte der Lehrling, der wieder in den Sattel gelangte. »Ich hoffe, Ihr habt keinen Vertrag mit ihm gemacht, mein Herr.«

»Keinen sündhaften, hoffe ich«, entgegnete Jocelyn, den Ring ansehend.

Hierauf setzten sie ihren Weg nach Tottenham fort und wurden gleich darauf von dem fröhlichen Geläute der Glocken begrüßt, welches eine ländliche Festlichkeit verkündete.

Vierzehntes Kapitel

Die Maikönigin und die Tochter des Puritaners

Volksbelustigungen und Zeitvertreibe wurden weislich von Jakob dem Ersten begünstigt, dessen Rücksicht für die Vergnügungen der niederen Klassen seiner Untertanen nicht genug gerühmt werden kann. Und da es der Hauptzweck dieser Geschichte ist, auf einige von den während seiner Regierung herrschenden Missbräuchen hinzudeuten, so ist es nur billig, dass wenigstens ein Umstand, der manches andere einigermaßen wiedergutmacht, erwähnt werde. Es ist immer die Gewohnheit versauerter Sektierer gewesen, alle noch so unschuldige Vergnügungen am Sonntag zu verdammen. Nachdem mehrere Fälle eines solchen Einschreitens vonseiten der puritanischen Prediger und ihrer Anhänger während seiner Reise durch die nördlichen Grafschaften Englands und besonders durch Lancashire vor Jakob gekommen waren, ließ er bei seiner Rückkehr nach London seine berühmte Erklärung hinsichtlich der gesetzlichen Belustigungen an den Sonntagen bekannt machen, worin den Puritanern ein strenger Verweis erteilt und die Sache des Volks in Ausdrücken verteidigt wurde, die, während sie sehr rühmlich für den Monarchen waren, nicht ganz unanwendbar auf andere Zeiten sind, als für welche sie gegeben wurden. »Sintemalen wir mit Recht einige Puritaner und übertrieben gewissenhafte Leute getadelt«, sagt König Jakob in seinem Manifest, »und den Befehl erteilt haben, dass dergleichen ungesetzliche Handlungen von denselben künftighin nicht weiter sollen vollführt werden, indem sie unserem guten Volke wegen ihrer gesetzlichen Erholungen und an-

ständigen Übungen an Sonntagen und anderen Festen nach dem Nachmittagsgottesdienst verboten und sie deshalb bestraft: So finden wir jetzt, dass zwei Arten von Leuten, wovon das Land sehr heimgesucht ist – wir meinen die Papis ten und Puritaner – auf boshafte Weise diesem unserem gerechten und ehrenvollen Verfahren entgegengehandelt haben. Und daher haben wir es für gut gehalten, uns zu erklären und unsere Willensmeinung allen unseren guten Untertanen in diesen Teilen des Landes kund zu tun.« Hierauf fasst er die Gründe für die gewährte Erlaubnis in folgender Weise noch einmal zusammen, wie folgt: »Denn wann wird das gemeine Volk Erlaubnis zu körperlichen Übungen haben, wenn nicht an Sonn- und Feiertagen, da sie an allen Werktagen ihre Arbeit treiben und ihren Lebensunterhalt erwerben müssen?«« Wahrlich, gegen diesen Vorschlag ist nichts einzuwenden.

Zu derselben Zeit, als diese Anordnungen zur verständigen Erholung gemacht wurden, verbot ein königliches Dekret alle ungesetzliche Spiele. Es wurde von den Puritanern Übereinstimmung mit der Staatskirche auf strenge Weise gefordert und Widersetzlichkeit, wie in dem Falle der Katholiken im Allgemeinen, wurde mit Verbannung bestraft. Dies war der Inhalt des königlichen Befehls, der an den Bischof jeder Diözese sowie an die sämtliche niedere Geistlichkeit im ganzen Königreich gerichtet wurde. Willkürlich mochte er sein, aber er war von vortrefflicher Absicht, denn man hatte mit halsstarrigen Personen zu tun, bei welchen mildere Maßregeln unwirksam gewesen wären. So wurde heftiger Widerspruch gegen das Dekret erhoben. Die puritanischen Prediger waren laut in der Verdammung desselben und, soweit es mit der Sicherheit verträglich war, heftig in

ihren Angriffen auf den königlichen Verfasser.

Das Geschenk wurde indessen von der Mehrzahl des Volkes in dem Geist aufgenommen, wie es angeboten wurde. Die ihm gewährte Freiheit wurde nur sehr wenig missbraucht. Vollkommener Erfolg hätte diese wohlwollende Maßregel begleiten müssen, wären die Anstrengungen der puritanischen und katholischen Partei nicht gewesen, die gemeinschaftliche Sache dagegen machten und durch jedes Mittel dem wohlthätigen Einfluss entgegenzuwirken suchten – die Ersteren, weil sie in der Strenge ihres Glaubens den Sabbat nicht im Geringsten entweiht sehen wollten, selbst nicht durch unschuldige Freude; die anderen, nicht weil ihnen etwas an der eingebildeten Entweihung des Tages des Herrn lag, sondern weil sie nicht wollten, dass eine andere Religion dieselben Vorrechte, wie die ihre, genießen sollte. So gingen Seelengeist und Intoleranz einmal Hand in Hand und taten offen oder verstoßen, wie sie Gelegenheit fanden, ihr Möglichstes, um das Volk unzufrieden mit der ihnen bewilligten Wohltat zu machen, indem sie es zu überreden suchten, dass die Annahme für ihr ewiges Heil nachteilig sein werde.

Solche Gründe hatten indessen nicht viel Gewicht bei den Massen, die keine schwere oder tödliche Sünde in der gesetzlichen Erholung oder in körperlichen Übungen nach Beendigung des Gottesdienstes sehen konnten, vorausgesetzt, dass der Gottesdienst selber in keiner Hinsicht vernachlässigt wurde. So überwand das königliche Dekret alle Opposition und wurde vollständig in Anwendung gebracht. Der lustige Monat Mai war in der Tat eine Jahreszeit der Freude und wurde in jedem Dorf des Landes als Blumenfest gefeiert. Maispiele, Pfingstbelustigungen und Morristänze waren

berühmt, wie in vergangenen Zeiten. Alle kräftigen und gesunden körperlichen Übungen wie Springen, Laufen und Bogenschießen wurden von den Obrigkeiten nicht nur gestattet, sondern auch anempfohlen.

Diese vorläufigen Bemerkungen sollen zum besseren Verständnis des Folgenden dienen.

Wir haben bereits erwähnt, dass Jocelyn und sein Begleiter lange vorher, ehe sie Tottenham erreichten, aus dem Läuten der Glocken von dem efeubewachsenen alten Kirchturm herab sowie aus anderen freudigen Tönen gewahr wurden, dass irgendeine Festlichkeit dort stattfindet. Die Art derselben wurde ihnen sogleich bekannt, als sie in die lange Straße von einzeln stehenden Häusern eintraten, welche damals, wie heute, den Hauptteil des hübschen kleinen Ortes bildete, und eine große Versammlung von Landleuten in ihren Sonntagskleidern zum Rasenplatz hingehen sahen, um einen Maibaum aufzupflanzen, indem zugleich ihr freudiger Ruf weithin erscholl.

Alle Jünglinge und Mädchen aus Tottenham und der Nachbarschaft schienen an dem Morgen vor Tagesanbruch aufgestanden zu sein, um in den Wäldern zu der Festlichkeit grüne Zweige abzuschneiden und wilde Blumen zu pflücken. Zu gleicher Zeit wurde ein hoher, gerader Baum – der höchste und geradeste, den man finden konnte – ausgewählt und gefällt. Dann wurde er von seinen Zweigen befreit, auf einen Karren gelegt und mithilfe einer langen Reihe von Ochsen, die sich zuweilen auf vierzig Joch beliefen, in das Dorf gezogen. Jeder Ochse hatte eine Blumengirlande an den Hörnern und der lange Baum war auch mit Blumengewinden umschlungen, während an der Spitze eine Blumenkrone nebst vielfarbigen Bändern, Tüchern und Flaggen be-

festigt war. Die vordersten Ochsen trugen Glocken am Hals, welche erklangen, so wie sie weitergingen, und ihre lebhaft Melodie zu den allgemeinen heiteren Tönen hinzufügten.

Als der festliche Zug das Dorf erreichte, eilten alle Bewohner männlichen und weiblichen Geschlechts, Alt und Jung – heraus, um sie zu begrüßen. Die, welche ihre Wohnungen auf eine kurze Zeit zu verlassen imstande waren, schlossen sich der Prozession an, deren Spitze natürlich der Maibaum bildete. Dann kam eine Abtheilung junger Männer, die mit den nötigen Geräten versehen waren, um den Baum in den Boden zu verankern. Hinter diesen lief ein Trupp Mädchen, welche Binsenbündel trugen. Dann kamen die Musikanten, welche lustig Trommeln, Pfeifen, Sackpfeifen, Stockgeigen und Tambourins spielten. Dann folgte, allein gehend, die Maikönigin – eine ländliche Schöne namens Gillian Greenford – hübsch und fantastisch für diese Gelegenheit gekleidet und in einiger Entfernung von Robin Hood, Maid Marian, Bruder Tuck, dem Steckenpferd und einer Schar von Morristänzern begleitet. Dann kam die lachende und rufende Menge – die meisten von den jungen Männern und Mädchen trugen grüne Zweige von Birken und anderen Bäumen in ihren Händen.

Die für den Maibaum ausgewählte Stelle war ein grüner Rasenplatz in der Mitte des Dorfes, von malerischen Häusern umgeben und auf der einen Seite mit einem alten Kreuz versehen. Das Letztere war indessen nur noch ein Überbleibsel, denn das Kreuz war zur Zeit der Reformation seines Querbalkens beraubt und noch weiter verstümmelt worden. Nun war nichts mehr davon übrig als ein hoher hölzerner Pfeiler, zum Teil mit Blei ausgegossen, um ihn vor dem Wetter zu schützen und von vier starken Strebebalken unter-

stützt.

Auf dem Rasenplatz angekommen, machte der Wagen Halt und die Menge bildete einen großen Kreis um denselben. Dann wurde der Baum vom Wagen genommen und aufgerichtet. Es waren so viele tätige Hände dabei beschäftigt, dass er in unbegreiflich kurzer Zeit fest im Boden stand, von wo er sich gleich dem mittleren Mast eines Kriegsschiffes erhob und die Dächer der in der Nähe stehenden Häuser weit überragte und in der Tat sehr schön aussah mit seiner Blumenkrone oben und den im Wind flatternden Tüchern und Flaggen.

Die Versammlung wiederholte ihre lauten Zurufe bei der Vollendung der Zeremonie, die Kirchenglocken läuteten lustig und die Musikanten spielten ihre lebhaftesten Stücke. Die Binsen wurden am Fuß des Maibaumes ausgestreut und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit an verschiedenen Stellen auf dem Rasenplatze Lauben von Baumzweigen gebildet. Zu gleicher Zeit wurde das alte Kreuz mit Zweigen und Blumengewinden geschmückt. Die ganze Szene stellte einen so hübschen und heiteren Anblick dar, wie man nur wünschen konnte; doch war ein Zuschauer da, der sie aus einem anderen Gesichtspunkte ansah.

Nun kam die Maikönigin an die Reihe, sich dem Maibaum zu nähern. Sie stellte sich darunter. Die Morristänzer nebst den übrigen verkleideten Personen bildeten einen Kreis um sie, fassten einander an und tanzten lustig nach der Melodie der grünen Ärmel.

Lange vorher waren Jocelyn und sein Begleiter angekommen. Beide interessierten sich so sehr dafür, dass sie sich nicht geneigt fühlten, sich zu entfernen. Gillians Reize hatten bereits das leicht entzündbare Herz des Lehrlings ent-

flammt, der seine Augen nicht von ihr abwenden konnte. So glühend waren seine Blicke und so ausdrucksvoll seine Gebärden der Bewunderung, dass es ihm bald zu seiner nicht geringen Freude gelang, auch ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Gillian Greenford war ein helläugiges, blondhaariges junges Wesen, heiter, lachend und strahlend, mit Wangen, so zart wie Pfirsichblüte, roten Lippen und Zähnen so weiß wie Perlen. Ihr farbiger Rock, halb Flachs, halb Wolle, war an der einen Seite aufgeschlagen und zeigte sehr zierlich gebildete Füße und Knöchel. Ihr scharlachrotes Mieder, welches, gleich den unteren Teil ihrer Kleidung, mit Flitter verschiedener Art besetzt war – sehr glänzend in den Augen der sie umgebenden Burschen sowie in denen Dick Taverners – ihr Mieder, sagen wir, welches eine schlanke Taille umspannte, war quer mit Tressen besetzt, während das schneeweiße Tuch darunter einen sehr schön gebildeten Busen nicht ganz verbarg. Ein Kranz von natürlichen Blumen war zierlich durch ihre fast flachsfarbigem Locken geschlungen. In der Hand hielt sie einen Schäferstab. Dies war die Schöne von Tottenham und die gegenwärtige Maikönigin. Dick Taverner hielt sie fast für einen Engel und es waren noch viele da, die seine Meinung teilten.

Wenn Dick so plötzlich bezaubert wurde, entging Jocelyn von einer anderen Seite her einem ähnlichen Schicksal nicht. Es geschah auf folgende Weise:

In dem offenen Bogenfenster einer jener alten und malerischen Häuser am Rasenplatz, die wir bereits oben beschrieben haben, stand ein junges Mädchen, deren Schönheit so ausgezeichnet und von so eigentümlichem Charakter war, dass sie sogleich seine Aufmerksamkeit auf sich zog und fes-

selte. Dies war wenigstens die Wirkung, die sie auf Jocelyn äußerte. Vor den Blicken der Menge zurückweichend und vielleicht aus religiösen Bedenklichkeiten es kaum für Recht haltend, eine Zuschauerin zu sein bei dieser Szene, hatte sich dieses schöne Mädchen so gestellt, dass sie von den meisten nicht gesehen wurde. Da Jocelyn aber zu Pferde war, so konnte er einen Teil des Zimmers, worin sie stand, übersehen. Er beobachtete sie einige Minuten, ehe sie gewahr wurde, dass sie der Gegenstand seiner Blicke sei. Als sie endlich bemerkte, dass sein Blick fest auf sie gerichtet war, verbreitete sich ein lebhaftes Erröten über ihre Wangen. Sie würde sich augenblicklich zurückgezogen haben, wenn der junge Mann nicht sogleich seine Augen gesenkt hätte. Dennoch wagte er von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Bogenfenster zu richten und war entzückt, das Mädchen noch dort zu finden – ja er bildete sich ein, sie müsste einen oder zwei Schritte näher getreten sein, denn er konnte offenbar ihre Züge deutlicher unterscheiden. Sie waren in der Tat höchst lieblich, von gedankenvollem Ausdruck und vielleicht ein wenig zu blass, bis das rote Blut in ihre Wangen stieg. So von Erröten übergossen, mochte ihr Gesicht vielleicht an Schönheit gewinnen, aber es verlor hinsichtlich des eigentümlichen Reizes, den es von der außerordentlichen Weiße und Durchsichtigkeit der Haut entlehnte – eine Färbung, wogegen ihre herrlichen schwarzen Augen mit den dunklen Augenlidern und Augenbrauen sowie der dunkle Glanz ihres Haares vortrefflich abstachen. Ihre Züge waren außerordentlich schön und zierlich nach elassischer Form gebildet und trugen den Stempel der Bildung und des Geistes. Vollkommene Einfachheit, vereint mit dem gänzlichen Mangel alles persönlichen Schmuckes zeichnete ihren Anzug aus.

Ihr rabenschwarzes Haar war schmucklos, aber keineswegs unschön über ihrer schneeweißen Stirn gescheitelt. Es lag etwas in dieser Einfachheit des Kostüms und in ihrem Wesen, was Jocelyn zu glauben geneigt machte, dieses schöne Mädchen müsse zu einer puritanischen Familie gehören. Auf seine Fragen erfuhr er von einem seiner Nachbarn in dem Gedränge – nämlich von einem alten Landmann – dass dies der Fall sei.

Die junge Dame war, wie sein Berichterstatter sagte, Fräulein Aveline Calveley, das einzige Kind des Master Hugo Calveley, der erst kürzlich nach Tottenham gezogen war und von dem wenig mehr bekannt sei, als dass er in der Schlacht bei Langside gefochten und zur Zeit der guten Königin Elisabeth – solche Zeit, wie England sie nie wiedersehen werde, fügte der alte Landmann beiläufig kopfschüttelnd hinzu – unter Esser sowohl in Spanien als auch in Irland mit großer Tapferkeit gedient habe. Master Hugo Calveley, fuhr er fort, sei ein strenger Puritaner, gewissenhaft in seinen Leben und mürrisch in seinem Wesen, ein offener Tadler der Sittenlosigkeit der Zeit und der Ausschweifung der Höflinge, infolgedessen er schon mehr als einmal in Verlegenheit gekommen war. Er verabscheue alle solche Belustigungen, wie sie nun vorgingen, und habe sich mit dem Pfarrer der Gemeinde, Sir Onesimus, der selber ein Frommer sei, vereint, am vergangenen Sonntag die Aufrichtung des Maibaums zu verhindern, wofür, wie der Landmann hinzufügte, einige von den jungen Leuten einen Groll gegen ihn hegten, und wobei er zugleich die Hoffnung aussprach, dass der Tag vorübergehen möchte, ohne dass sie ihren Groll gegen ihn an den Tag legten.

»Diese Puritaner stehen nicht in Gunst bei unserer Jugend,

und kein Wunder«, sagte der alte Mann, »denn sie treten ihren Vergnügungen in den Weg und tadeln sie wegen ihrer harmlosen Belustigungen. Mistress Aveline selber ist fromm und gut, doch nimmt sie keinen Anteil an den Vergnügungen, die ihren Jahren angemessen sind und führt mehr das Leben einer Nonne im Kloster oder einer Klausnerin in ihrer Zelle als einer heiratsfähigen Dame. Sie geht nie ohne ihren Vater aus, und wie Ihr leicht denken könnt, besucht sie häufiger eine Vorlesung, die Kirche oder ein Konventikel, als irgendeinen anderen Ort. Ein solches Leben würde für meine Enkelin Gillian nicht passen. Dennoch ist Mistress Aveline eine liebe junge Dame, sehr beliebt wegen ihrer Freundlichkeit und Güte. Ihre sanften Worte haben manche Wunde geheilt, welche die raue Rede und die strengen Vorwürfe ihres Vaters geschlagen haben. Da, mein Herr, kann man ihr schönes und engelgleiches Gesicht sehen. Die Szene scheint ihr zu gefallen, und es lässt sich wohl denken, denn es ist immer ein angenehmer und herzerfreuender Anblick, die junge Welt glücklich und heiter zu sehen. Ich kann mir nicht denken, dass der allgütige Schöpfer uns auf Erden elend machen sollte, damit wir einen Platz im Himmel gewinnen. Ich bin ein alter Mann, Herr, und da ich gefühlt habe, dass dies wahr sei, habe ich meinen Kindern und Kindeskindern diese Ansichten eingeflößt. Doch da ich ihres Vaters Charakter kenne, muss ich gestehen, überrascht es mich, dass Mistress Aveline Vergnügen daran findet, dieses profane Schauspiel anzusehen, welches von Rechtswegen ihren Augen verhasst sein sollte.«

Der letzte Teil dieser Rede wurde mit leisem Lachen ausgesprochen, welches Jocelyn nicht ganz angenehm war. Das zunehmende Interesse, welches er für die schöne Puritane-

rin empfand, machte ihn empfindlich.

Die Blicke der beiden jungen Personen waren einander wieder mehr als einmal begegnet und wurden von beiden Seiten nicht so schnell abgewendet, wie vorher; vielleicht weil Aveline von der Erscheinung des jungen Mannes weniger beunruhigt oder mehr davon angezogen wurde, und vielleicht, von seiner Seite, weil er ein wenig kühner geworden war. Wir wissen nicht, wie dies geschehen mochte, aber wir wissen, dass die schöne Puritanerin nach und nach bis ans Fenster gekommen war und sich nun ein wenig hinauslehnte, sodass ihr reizendes Gesicht und ihre schöne Gestalt deutlicher sichtbar wurden.

Inzwischen hatte man den Maibaum aufgestellt und den ersten Tanz um denselben beendet. Am Schluss desselben verließ Gillian ihren Ehrenposten in der Nähe des Baumes. Es den Morristänzern überlassend, ihre fröhliche Runde ohne ihre hohe Gegenwart fortzusetzen, nahm sie ein Tambourin von einem der Musikanten und

begann für die gedungenen Darsteller Geschenke einzusammeln. Sie war glücklich in ihrem Unternehmen, wie die Menge von Münzen auf dem Tambourin bald zeigte. Nicht ohne Zaudern und Erröten näherte sich die Maikönigin Dick Taverner. Der Lehrling suchte in seiner Tasche, um sie desto länger in seiner Nähe zu behalten. Nachdem er alle Komplimente ausgesprochen, die ihm zu Gebote standen, und noch mehr durch seine Blicke ausgedrückt hatte, erklärte er endlich, er wolle den Musikanten eine Mark geben – damals keine geringe Summe, denn die höchste Münze, die bisher gegeben worden war, war ein Silber Groat – wenn sie einen lebhaften Tanz für ihn spielen wollten und sie, die Maikönigin, ihn mit ihrer Hand beehren wolle. Ermutigt durch das

Lachen der Umstehenden und ohne Zweifel dem Vorschlag selber nicht abgeneigt, willigte Gillian mit ein wenig affektierter Scheu ein. Dick legte sogleich die Mark auf das Tambourin nieder, sprang aus dem Sattel, übergab sein Pferd einem Jüngling, der in seiner Nähe stand, und den er für seine Mühe zu belohnen versprach, und folgte dann der Maikönigin, als sie mit ihrer Einsammlung fortfuhr. Bald kam sie zu Jocelyn und hielt ihm das Tambourin hin. Nun fiel dem jungen Mann ein Gedanke ein.

»Ihr habt da einen hübschen Blumenstrauß, schönes Mädchen«, sagte er, auf ein Bukett von Nelken und anderen duftigen Blumen vor ihrer Brust deutend. »Ich will ihn Euch abkaufen, wenn Ihr wollt.«

»Ihr sollt ihn haben, schöner Herr«, versetzte Gillian, das Bukett von ihrem Kleid losmachend und es ihm anbietend.

»Wohlgetan, Gillian«, rief der alte Landmann billigend.

»Ah! Ihr seid da, Großvater?«, rief die Maikönigin. »Nun, Euer Geschenk für die Musikanten und Masken. Schnell! Schnell!«

Während der alte Greenford nach kleiner Münze suchte, legte Jocelyn ein Silberstück auf das Tambourin.

»Wollt Ihr mir eine Gunst erweisen, mein hübsches Mädchen?«, fragte er höflich.

»Das will ich sehr gern, schöner Herr«, versetzte sie, »wenn es mit Anstand geschehen kann.«

»Im anderen Fall sollst du es nicht tun«, sagte der alte Greenford.

»Nun Euer Geschenk, Großvater. Es währt sehr lange, ehe Ihr etwas findet.«

»Habe Geduld, Mädchen, habe Geduld. Junge Leute sind immer hastig. Hier ist es!«

»Nur ein Silber Groat!«, rief sie ihren Kopf drehend. »Der junge Mann hier hinter mir gab eine Mark und so auch dieser feine Herr zu Pferde.«

»Pah! Geh, Mädchen! Sie werden ihr Geld besser in Acht nehmen, wenn sie älter werden.«

»Bleibt, mein hübsches Mädchen«, rief Jocelyn, »Ihr habt versprochen, mir eine Gunst zu erweisen.«

»Und welche ist das?«, fragte sie.

»Überreicht diesen Blumenstrauß von mir der jungen Dame in jenem Fenster.«

»Was! Dies soll ich Mistress Aveline Calveley anbieten?«, rief Gillian mit Überraschung. »Seid Ihr gewiss, dass sie ihn annehmen wird, Herr?«

»Pah! Tue, was er dir sagt, Kind«, fiel der alte Greenford ein. »Ich bin neugierig zu sehen, was daraus werden wird – ha! ha!«

Gillian konnte nicht umhin, auch zu lächeln und trat ihre Botschaft an. Jocelyn setzte sein Pferd in Bewegung und folgte ihr langsam, indem er fast erwartete, Aveline werde sich zurückziehen. Aber er sah sich angenehm getäuscht, als er bemerkte, dass sie am Fenster stehen blieb. Sie musste bemerkt haben, was vorging. Daher machte ihr Dableiben ihn kühner und erregte seine Hoffnungen.

Unter dem Fenster angekommen, übergab Gillian Dick Taverner, welcher ihr gleich ihrem Schatten folgte, das Tambourin, befestigte den Strauß an das Ende ihres Schäferstabes, hielt ihn zu Aveline empor und rief in scherzendem Ton und mit schlauem Blick: »Hier ist eine Liebesgabe für Mistress Aveline Calveley von jenem jungen Cavalier.«

Ob das so dargereichte Geschenk angenommen worden wäre, ist fraglich, aber es sollte nie an die gelangen, für die

es bestimmt war. Sobald der Schäferstab mit diesem Blumenstrauß erhoben wurde, erschien plötzlich ein Mann von sehr finsterem Ansehen, mit kurzgeschnittenem grauem Haar und Bart und veralteter militärischer Kleidung hinter Aveline, ergriff den Blumenstrauß und warf ihn zornig und verächtlich hinaus, sodass er zu Jocelyns Füßen niederfiel.

Fünfzehntes Kapitel

Hugo Calveley

Jocelyn schloss sogleich, dass der Mann, der den Blumenstrauß auf den Boden geworfen hatte, niemand anders sein könne als Hugo Calveley. Aber aller Zweifel über diesen Punkt wurde von Aveline selber entfernt, die in vorwurfsvollem Ton rief: »O Vater! Was habt Ihr getan?«

»Was ich getan habe?«, versetzte der Puritaner mit lauter Stimme, als wünsche er, seine Worte möchten von der Versammlung draußen gehört werden. »Ich habe getan, was du selber hättest tun sollen, Aveline. Ich habe meinen Abscheu gegen diesen törichten Gebrauch ausgesprochen. Aber warum finde ich dich hier? Dies ist kein passender Anblick für ein verständiges Mädchen und ich dachte nicht, dass meine Tochter solche profane Schaustellungen durch ihre Gegenwart ermutigen würde. Ich dachte nicht, dass du, Aveline, zusehen und lächeln würdest, während dieses unwissende und umnachtete Volk seinen Götzen aufstellt, pfeift, tanzt und singt um denselben, wie die Heiden um ihre Götter. Denn es ist ein Götzenbild, welches sie aufgestellt haben, und gleich den Heiden sind sie Verehrer von Stöcken und Steinen geworden. Ist es uns nicht ausdrücklich in der Heiligen Schrift verboten, uns Götzenbilder zu machen? Die Sünden der Abgötterei und des Aberglaubens werden gewiss das göttliche Missfallen erregen und das Feuer seiner Wut entzünden, wie in den Tagen des Moses nach der Verehrung des goldenen Kalbes durch die Israeliten. So sprach der beleidigte Gott: Lasst mich allein, dass meine Wut heiß werde gegen sie und dass ich sie verzehre. Furchtbar will

der Herr die bestrafen, die sich solcher Sünden schuldig machen, denn hat er nicht erklärt, wie wir im dritten Buch Moses lesen: Ich will eure Städte verwüsten und Eure Heiligtümer zerstören. Und er gab die Versicherung, Tochter, dass schwere Heimsuchungen auf das Land fallen werden, wenn man die Warnung nicht zur rechten Zeit annimmt!«

»Nein, lieber Vater, ich kann die Sache nicht aus demselben ernstesten Gesichtspunkt ansehen wie Ihr«, versetzte Aveline, »auch denke ich nicht, dass etwas Böses aus den gegenwärtigen Belustigungen entstehen kann, außer für die Übelgesinnten. Ich muss offen gestehen, dass es mir angenehm ist, bei einer so unschuldigen Belustigung, wie diese, zugegen zu sein, während ich mich nie entschließen kann, jenen Maibaum mit seinen hübschen Verzierungen von Blumen als ein Sinnbild des Aberglaubens und der Abgötterei zu betrachten. Dennoch, hättet Ihr mir befohlen, mich des Anblicks zu enthalten, würde ich Euch unbedenklich gehorcht haben. Aber ich dachte, es stände mir frei, meiner eigenen Neigung zu folgen.«

»So war es auch, Kind«, versetzte der Puritaner, »weil ich mich vollkommen auf dich verließ und nicht dachte, dass du dich so leicht vom Satan täuschen lassen würdest. Ich beklage, dass du den Aberglauben und die Bosheit nicht entdecken kannst in diesem falschen, wenn auch schön scheinenden Schauspiel. Bemerkst du nicht, dass diese Leute, indem sie dieses hölzerne Götzenbild aufpflanzen und verehren, zu den dunklen und sündhaften Gebräuchen des Heidentums zurückkehren, wovon dies ohne Zweifel ein Überbleibsel ist? Wenn du dies nicht einsehen kannst, will ich es dir später deutlich machen. Aber ich sage dir jetzt kurz«, fuhr er mit Donnerstimme fort, die darauf berechnet war, zu denen in

der Ferne zu gelangen, »dass die Zeremonie gottlos ist, dass die, welche daran teilnehmen, Götzendiener sind und dass die, welche zu sehen und es billigen, Teilnehmer an der Sünde sind.«

Hierauf erhob sich ein Gemurmel des Missfallens unter der Menge, doch wurde es sogleich durch die Neugierde unterbrochen, Avelines Antwort zu hören, die in klaren und milden, aber deutlichen Tönen ausgesprochen wurde.

»Fern sei es von mir, mit Euch zu streiten, lieber Vater«, sagte sie, »und mit Widerstreben spreche ich eine Meinung aus, die der Eurigen entgegengesetzt ist. Aber es scheint mir unmöglich, diese Zeitvertreibe mit heidnischen und abergläubischen Gebräuchen in Verbindung zu setzen, denn wenn sie auch einige Ähnlichkeit mit den Zeremonien haben, die zu Ehren der Göttinnen Maja und Flora ausgeführt wurden, so ist doch dieser Glaube gänzlich vergessen und der Geist desselben erloschen, sodass er nicht wieder aufleben kann in Belustigungen, die nur harmlose Freude zum Zweck haben. Ich bin gewiss, keiner von diesen würdigen Leuten denkt im Geringsten an Gottlosigkeit.«

»Du weißt nicht, was du sprichst, Mädchen«, versetzte der Puritaner heftig. »Der böse Geist ist nicht erloschen und diese Gräuel beweisen, dass er sein verderbliches Haupt wieder erhebt, um zu beflecken und zu zerstören. Hört meine Worte, Ihr Eitlen und Törichte!«, fuhr er fort, indem er sich dem Fenster näherte und seine Arme gegen die Versammlung ausstreckte. »Bereut Eure Sünden, ehe es zu spät ist! Haut jenes empörende Götzenbild nieder, welches Ihr Euren Maibaum nennt und werft es in die Flammen! Stellt Eure frechen Belustigungen, Eure lärmende Musik, Eure gottlosen Tänze ein. Hört, was der Prophet Jesaias sagt: ›Wehe denen, die

früh am Morgen aufstehen, um den starken Getränke nachzugehen.« Und wieder an einer anderen Stelle: »Wehe den Trunkenbolden von Ephraim.« Und ich sage: Wehe auch Euch, denn Ihr seid gleich jenen Trunkenbolden. O! Begeht nicht diese Gräuel, die meine Seele hasst. Macht Euch nicht der rohen Sünde der Trunkenheit schuldig. Denkt an Hiobs Worte: »Sie nehmen die Zimbel und Harfe und erfreuen sich an dem Schall der Posaunen. Sie bringen ihre Tage in Lustbarkeiten zu und in einem Augenblick gehen sie hinunter ins Grab.« Haut Euer Götzenbild um, sage ich wieder. Vernichtet es gänzlich und verstreut die Asche in die Winde. Zerreißt den Flitter, worin Ihr Eure törichte Maikönigin gekleidet habt. Unterlasst Euren sinnlosen und profanen Mummenschanz und entlasst Eure Robin Hoods, Eure Bruder Tucks und Eure Steckenpferde. Bringt Eure verdammten Musikanten zum Schweigen und geht friedlich in Eure Wohnungen. Gebt Euer sündhaftes Leben auf, oder gewiss, der Herr wird unversehens kommen und Euch zerschmettern und Euer Erbteil den Ungläubigen geben.«

So volltönend war die Stimme des Puritaners, so ausdrucksvoll seine Blicke und Gebärden, dass seine Rede allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Während er sprach, wurden die Belustigungen völlig eingestellt. Die Musikanten hörten auf zu spielen und die Tänzer stellten ihre lustige Runde um den Maibaum ein. Die arme geschmähte Maikönigin, die nach Verwerfung ihres Straußes zu Jocelyn zurückgeilt war, sah nun doppelt bekümmert aus bei diesem direkten Angriff auf sie und ihren Putz und verzog ärgerlich ihre hübschen Lippen. Dick Taverner, der an ihrer Seite stand, schien die Beleidigung rächen zu wollen und drohte dem Puritaner mit der Faust. Jocelyn selber war ärgerlich

und verlegen, denn wenn er gleich geneigt war, für die Versammlung Partei zu ergreifen, so verhinderte doch das zunehmende Interesse, welches er für Aveline empfand, ihrem Vater zu widersprechen.

Sechzehntes Kapitel

Von dem Zeichen, welches der Puritaner der Versammlung gab

Inzwischen hatte sich eine große Menge unter dem Fenster versammelt. Obwohl man den Redner nicht unterbrach, konnte man doch an den zornigen Gesichtern seiner Zuhörer leicht die Wirkung der Anrede auf sie bemerken. Als Hugo Calveley ausgedet hatte, faltete er seine Arme über die Brust zusammen und sah die Versammlung streng an.

Er war bereits in vorgerückten Jahren, wie sein ergrautes Haar und Bart bezeichneten, aber seine Stärke hatte nicht abgenommen und das Feuer seiner Augen war nicht getrübt. Kräftig gebaut, mit harten und etwas schweren Zügen, die einen strengen Ausdruck hatten, zeichnete er sich durch militärische Haltung aus, während sein gebräuntes Gesicht, welches mehr als eine Narbe trug, zeigte, dass er in fremden Himmelsstrichen gewesen sein müsse und lange gedient habe. Es war große Entschlossenheit um seinen Mund und in der Physiognomie im Allgemeinen, während zu gleicher Zeit etwas von der Wildheit des Fanatismus in seinen Blicken lag. Er trug eine Jacke von Büffelleider und eine braun lackierte Brustplatte darüber, Beinschienen von ähnlicher Farbe und Material und starke lederne Stiefel. Ein breites Degengehänge, woran ein gewichtiges Schwert hing, zog sich über seine Brust dahin, und um seinen Hals trug er einen einfachen fallenden Kragen. Man konnte Hugo Calveley nicht ansehen, ohne zu fühlen, dass er ein Mann sei, als Märtyrer in jeder Sache zu sterben, der er sich gewidmet.

Ein lauter Ausdruck des Missfallens wurde nun gegen ihn

erhoben; aber er bewegte keine Muskel seines strengen Gesichts!

Wegen der drohenden Blicke der Menge begann Jocelyn zu fürchten, dass man eine Gewalttätigkeit gegen ihn unternehmen möchte, und er versuchte, dieselbe zu verhindern.

»Habt Geduld mit ihm, meine würdigen Freunde«, rief er, »er meint es gut mit Euch, wenn er Euch auch etwas zu scharf tadelt.«

»Zum Henker mit dem boshaften Spötter!«, rief ein Müller. »Er verdirbt alle unsere Freude durch seine ärgerliche Laune. Er möchte uns alle so unzufrieden mit der Welt machen, wie er selber es ist – aber wir wissen es besser. Er will uns unsere gesetzlichen Lustbarkeiten nicht gestatten, wie der König selber sie an den Sonntagen erlaubt hat, und nun versucht er unsere Erholungen zu stören. Die Pest über den missgünstigen Kerl!«

»Seine finsternen Blicke sind genug, um allen Rahm im Dorf sauer zu machen«, sagte eine alte Frau.

»Warum geht er nicht in das Konventikel und predigt dort?«, rief der alte Greenford. »Warum will er uns alle diese bitteren Texte aus der Bibel an den Kopf werfen? Warum vergleicht er uns mit den Trunkenbolden von Ephraim, weil wir unser Pfingstbier trinken? Ich habe noch nichts weiter als meinen Morgenbrunch gekostet.«

»Warum nennt er unseren Maibaum ein Götzenbild? Beantwortet mir das, mein guter Großvater?«, sagte Gillian.

»Lass den, der ihn so nannte, dir antworten, Kind, denn ich kann es nicht«, versetzte der alte Landmann. »Ich kann nichts Abgöttisches darin sehen.«

»Warum sollte unsere hübsche Maikönigin ihrer Zierden beraubt werden, weil sie seinem fantastischen Geschmack

nicht gefallen?«, fragte Dick Taverner. »Ich wenigstens finde keinen Unterschied zwischen einem Puritaner und einem Schelm. Und ich würde beide an den Galgen bringen.«

Dieser Ausfall fand eine günstige Aufnahme bei der Menge und eine Stimme rief: »Ja, an den Galgen mit allen Puritanern.«

Wieder erhob Hugo Calveley seine Stimme: »Denkt nicht, mich zu schrecken«, rief er. »Ich habe mit Kühnheit bewaffneten Herren gegenübergestanden in einer schlimmeren Sache als diese, und es ist nicht wahrscheinlich, dass ich vor einem Pöbelhaufen weichen werde, da ich jetzt ein Krieger Christi geworden bin und seine Schlachten kämpfe. Ich wiederhole meine Warnungen und will nicht eher schweigen, als bis Ihr mir Gehör gebt. Bleibt nicht in den Sünden der Heiden, damit ihre Strafe nicht über Euch komme. Dies sind schreckliche Zeiten, in welchen wir leben. London ist ein zweites Ninive geworden und wird von Flammen verschlungen werden, gleich jener großen Stadt. Es ist voll Gräuel und Ausschweifung, voll Diebstahl und Betrug. Mit dem Propheten Nahum rufe ich: Wehe der Stadt, sie ist voll Lügen und Räuberei! Wucher und Erpressung wird darin geübt! Welcher Betrug, welche Ungerechtigkeit, welche Missbräuche! Aber der Zorn des Herrn wird sich dagegen erheben. Die Paläste der Könige sind in seinen Augen nicht größer als die Hütten der Landleute. Er führt die Fürsten zur Demuth, er ist schrecklich gegen die Könige der Erde. Er kennt keinen Unterschied zwischen denen, die auf Thronen sitzen und denen, die von Tür zu Tür gehen. Denn was sagt der Prophet Jesaias? Ich will bestrafen, das stolze Herz des Königs von Assyrien und seinen Hochmuth herunterbringen. Die Großen des Landes mögen sich warnen lassen, wie

die Niedrigen, oder es wird ein Gericht über sie ergehen.«

»Das scheint nach Hochverrat zu schmecken«, rief Dick Taverner und fügte dann zu Hugo Calveley gewendet hinzu: »Ihr würdet nicht wagen, solche Worte in Gegenwart des Königs auszusprechen.«

»Du irrst, Freund«, versetzte der andere. »Es ist meine Absicht, ihn in ebenso starken Ausdrücken, wie die, welche ich eben angewendet habe, zu warnen. Warum sollte ich schweigen, da ich eine Botschaft von oben zu erfüllen habe? Ich werde zum Könige reden, wie Nathan zu David redete.«

»Er spricht wie ein Prophet«, rief der Müller, »und ich beginne an ihn zu glauben. Ohne Zweifel sind die Verbrechen in London sehr groß.«

»Wenn er gegen Wucherer und Erpresser predigt, bin ich für ihn«, sagte Dick Taverner. »Wenn er London von Sir Giles Mompesson und seinesgleichen befreit, so tut er genug – und noch mehr, wenn er der Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Sternkammer ein Ende macht – nicht wahr, Herr Jocelyn Mouchensey?«

Bei Erwähnung dieses Namens schien der Puritaner sehr überrascht zu werden und sah sich um, bis sein Blick auf den jungen Mann fiel. Nachdem er ihn eine Sekunde starr angesehen, fragte er: »Bist du Jocelyn Mouchensey?«

Der junge Mann bejahte es ebenso überrascht.

»Der Sohn Sir Fernando Mouchenseys aus Massingham in Norfolk?«, fragte der Puritaner.

»Derselbe«, antwortete Jocelyn.

»Dein Vater war mein bester und teuerster Freund, junger Mann«, sagte Hugo Calveley, »und deines Vaters Sohn soll willkommen sein in meiner Wohnung. Tritt ein, ich bitte dich. Doch warte noch einen Augenblick. Ich habe diesen

Leuten noch ein Wort zu sagen. Ihr achtet nicht auf meine Worte und spottet über mich«, fuhr er fort, indem er die Versammlung anredete, »aber ich will Euch ein Zeichen geben, dass ich die Wahrheit gesprochen habe.«

»Er wird den Teufel unter uns bringen, vermute ich«, rief Dick Taverner.

»Hoffentlich wird er den Maibaum nicht mit einem Blitz spalten«, sagte der Müller.

»Noch unser Pfingstbier verderben«, rief der alte Greenford.

»Noch unser Steckenpferd lahm machen«, sagte einer von den Darstellern.

Noch mich meines Kranzes und meiner Flittern berauben«, sagte Gillian.

»Das soll er nicht, so viel verspreche ich Euch, schöne Mai Königin!«, entgegnete Dick Taverner galant.

»Ich will nichts dergleichen tun. Ich würde Euch nichts zu Leide tun, auch wenn ich die Macht dazu hätte«, sagte der Puritaner. »Aber ich will einen Pfeil auf die Spitze Eures Götzen abschießen«, fügte er hinzu, indem er auf die blumengekrönte Spitze des Maibaumes deutete. »Und ich will sie herunterbringen, sodass Ihr gestehen sollt, eine höhere Hand als die meine, leite den Pfeil, und das abgöttische Symbol dürfe nicht stehen bleiben.«

»Was wir auch tun oder anerkennen mögen, ein Versprechen wollen wir nicht geben, Master Hugo Calveley«, versetzte der alte Greenford. »Aber lasst Euren Pfeil fliegen, wenn Ihr wollt.«

Es wurde einiger Widerspruch gegen diesen seltsamen Vorschlag erhoben, aber die Mehrzahl der Stimmen beseitigte ihn. Sich einen Augenblick entfernend, kehrte Hugo Cal-

veley mit einer Armbrust zurück, die er bedächtig vor der Menge spannte und einen Pfeil darauf legte.

»Im Namen des Herrn, der das goldene Götzenbild niederwarf, welches Aaron und die Israeliten gemacht haben, sende ich diesen Pfeil ab«, rief er, indem er zielte und abdrückte.

Der kurze Pfeil mit eiserner Spitze piff durch die Luft und schien durch das Unheil, welches er anrichtete, als er sein Ziel traf, des Puritaners Verkündigung zu bestätigen. Die Spitze des Maibaumes treffend, erschütterte er das Holz und brachte die Blumenkrone und die obersten Flaggen mit herunter. Die Zuschauer sahen mit starren Blicken zu.

»Lasst Euch dadurch warnen«, donnerte Hugo Calveley mit finsterem Triumph. »Euer Götze ist getroffen – nicht von meiner Hand, sondern von dessen Hand, der Eure Bosheit bestrafen wird.«

Hierauf schloss er das Fenster und entfernte sich. Gleich darauf wurde die Tür von einem alten, ernsthaft aussehenden, anständig gekleideten Diener geöffnet.

Jocelyn anredend, der bereits abgestiegen war und sein Pferd demselben Burschen übergeben hatte, dem schon Dick Taverner denselben Auftrag erteilt hatte, lud ihn jener Mann im Namen seines Herrn ein, ins Haus zu treten. Des Jünglings Herz klopfte vor Gemütsbewegung, als er eintrat. Der Zufall begünstigte ihn in einer Weise, die er nie hätte vermuten können. Er hoffte, nun zu einer Unterredung mit Aveline zu gelangen.

Sein Führer geleitete ihn durch einen Gang zu einem großen Zimmer im Hintergrund, dessen Fenster auf einen Garten hinausgingen. Das Zimmer war mit dunklem, glänzendem Eichenholz getäfelt, hatte einen polierten Fußboden, einen ungeheuren Kamin und eine Gipsdecke. In demselben

waren einige Stühle mit hohen Lehnen und einige schwere Hausgeräte, während auf einem eichenen Tisch zur Seite das einfache Frühstück des Puritaners und seiner Tochter stand. Aber alle diese Dinge gingen für Jocelyn verloren, denn er hatte nur für einen Gegenstand Augen. Sie war da, und wie liebenswürdig erschien sie! Wie graziös ihre Gestalt – wie fehlerlos ihre Züge! Eine geringe Verlegenheit war in ihrem Benehmen zu entdecken, als der junge Mann eintrat, doch verschwand dieselbe sogleich.

Ihr Vater war bei ihr, und auf Jocelyn zugehend, fasste er freundlich seine Hand und hieß ihn willkommen. Dann, ohne ihn loszulassen, stellte er den jungen Mann seiner Tochter vor und sagte: »Dies ist Jocelyn, der Sohn meines teuren dahingeschiedenen Freundes Sir Fernando Mounchensey. Eine unerforschliche Fügung der Vorsehung hat ihn hierhergeführt, und sehr erfreut bin ich, ihn zu sehen. Vor Jahren leistete mir sein Vater einen wesentlichen Dienst, den ich vergalt, so gut ich konnte, und es gibt nichts, was ich nicht freudig für den Sohn eines solchen Freundes tun würde. Du wirst ihn in gleichem Grade zu schätzen haben, Aveline.«

»Ich werde es an meiner Pflicht nicht fehlen lassen, Vater«, versetzte sie leicht errötend.

Jocelyn hielt diese Worte für die lieblichsten, die er je hatte aussprechen hören.

»Ich würde dich bitten, mit uns zu frühstücken, wenn ich erwarten könnte, dass du mit unserer einfachen Kost zufrieden sein würdest«, sagte Hugo Calveley, auf den Tisch deutend.

»Ich bin nicht allzu delikatsam und werde allem, was mir vorgesetzt wird, volle Gerechtigkeit antun«, entgegnete Jocelyn

lächelnd.

»Es ist gut«, sagte der Puritaner. »Es ist mir lieb, zu bemerken, dass der Sohn meines alten Freundes nicht der Sklave seines Appetits ist, wie die meisten jungen Leute dieser Generation.«

Hierauf näherten sie sich dem Tisch. Nachdem Hugo Calveley ein langes Gebet gesprochen hatte, setzte sich Jocelyn an Avelines Seite nieder, kaum imstande, an die Wirklichkeit seines Glücks zu glauben – so ähnlich schien es einem Traum.

Ende des ersten Bandes